GRUSSWORT
Carol Kahn Strauss
4

VORWORT
Kay Steinke
?

DIE AUTOREN
107

IMPRESSUM
108

HEMDEN FÜR KONRAD LATTE
Karl Flender
Der Kurfürstendamm hat viele Vergangenheiten. In einer lebt Konrad. Er übersteht den Krieg als Kapellmeister einer Wehrmachtsunterhaltungstruppe.
7

VOR LAUTER WASSER
Alina Herbing
Raffael will nach Schweden aufbrechen, um die Emigration seiner Familie vorzubereiten. Aber Hannah läuft heimlich aus der Wohnung.
22

HILDE MOSSES FENSTER
Antonia Kalitschke
Hilde wohnt in einem Schloss. Eine junge Autorin folgt ihr nach Königs Wusterhausen und erlebt die unterschiedlichen Blütezeiten des Gebäudes.
32

FLÜGELFÄNGER
Tabea Hertzog
Heida Goldschmidt und Ina spielen Klavier. Obwohl sie in der gleichen Wohnung leben, sind sie keine WG. Sie bewohnen unterschiedliche Zeiten.
49

OTTO SIEHT ALICE
Oliver Rühle
Vom Leben zwischen Besen und Bürsten. Die Zeitzeugin Inge Deutschkron führt einen Rechercheur durch die Blindenwerkstatt des Fabrikanten Otto Weidt.
87

GROßMEISTER WILLNER
Stefan Vidović
Joe tourt mit seiner Zaubershow durch Europa. Adrienne und sein Bruder Max begleiten ihn, denn sie kehren nach Berlin zurück.
98

Vor zehn Jahren bot sich dem Leo Baeck Institute eine unerwartete Chance: Wir wurden eingeladen, ein Archiv in Berlin zu eröffnen. Das Institut war im Jahr 1955 gegründet worden, um die Geschichte der deutschsprechenden Juden zu bewahren, die so nachhaltig zerstört worden war. Der Gedanke, dass Deutschland je wieder ein Ort werden könnte, an dem es möglich wäre, an die untrennbare deutsch-jüdische Geschichte erneut anzuknüpfen, war für uns lange Zeit unvorstellbar. Doch dann wurde in der Mitte der deutschen Hauptstadt ein neues jüdisches Museum errichtet. Was Michael Blumenthal und Daniel Libeskind der Welt gegeben haben ist unbeschreiblich; ihre weitsichtigen Pläne, realisiert mit der Unterstützung der deutschen Regierung, sind heute noch so spannend wie damals.

Die Einladung an das Leo Baeck Institute, eine Filiale seines Archivs im Museum einzurichten, stieß in New York durchaus auch auf Skepsis. Einige unserer Vorstandsmitglieder waren nicht davon überzeugt, dass die Nachlässe, die oft unter Lebensgefahr aus Deutschland gerettet worden waren, dorthin, ins Land der Täter, zurückkehren sollten. Durchgesetzt hat sich gleichwohl die Überzeugung, dass die im Leo Baeck Institute bewahrten Zeugnisse deutsch-jüdischer Kulturgeschichte insbesondere für die Jugend zugänglich sein müssen – und für all jene, die wissen sollen, dass vor 1933 ein entscheidender Teil der deutschen Gesellschaft jüdisch war. Der Vorstand beschloss deshalb, ein Mikrofilm-Archiv im Jüdischen Museum einzurichten.

Das Leo Baeck Institute hat sich als Quelle mit direktem Zugang zu den Artefakten auch in Berlin mittlerweile etabliert. Mehrere Stifter haben ihre Sammlungen direkt an das Leo Baeck Archiv in Berlin gegeben. Aubrey Pomerance, LBI-Archivar in Berlin, konnte häufig Material direkt von den Besitzern oder ihren Kindern entgegen nehmen. Immer mehr mikroverfilmtes und digitalisiertes Material des Leo Baeck Institutes ist im Jüdischen Museum zugänglich, viele Menschen haben seither die Angebote des Archivs genutzt. Darunter die Studierenden aus Hildesheim und von der Universität der Künste Berlin, die sich von den Zeugnissen deutsch-jüdischer Geschichte für ihre Gestaltungen des LBI-Salons inspirieren lassen – und die unser Archivmaterial so originell und mit so großer Fantasie nutzen, dass die Gründer des Institutes bestimmt ebenso erstaunt wie begeistert wären. Mit ihren Arbeiten helfen die jungen Kulturschaffenden dabei, dass die Geschichte weiter lebt. Das war und bleibt unser Ziel.

Zum zehnten Geburtstag des Jüdischen Museums Berlin – und zu unserem zehnten Leo Baeck Salon – freuen wir uns über die kreativen und spannenden Beiträge aus Hildesheim, die unter der Leitung von Paul Brodowsky und Kay Steinke entstanden sind.

Carol Kahn Strauss
Executive Director, Leo Baeck Institute, New York

HEMDEN FÜR KONRAD LATTE

Karl W. Flender

Die Räder des Waggons blockieren und Konrad wird gegen seinen Sitznachbarn gedrückt. Ihm gleitet das evangelische Gesangbuch aus den Händen. Die Glühbirnen glimmen noch einmal auf, dann ist es pechschwarz. Kreischend rutschen die Räder über die Schienen. Die Backsteine an den Tunnelwänden werden von sprühenden Funken erleuchtet. Ruckartig kommt der Waggon zum Stehen. Nach einem Augenblick der Stille weint ein Kind. Konrad murmelt eine Entschuldigung in Richtung seines Nachbarn, prüft instinktiv mit der Hand den Inhalt seiner Manteltasche und geht in die Hocke, um das Gesangbuch wiederzufinden. Seine Finger streichen über die dreckigen Holzplanken und durch den Schneematsch, berühren dann das Gesicht eines Mannes. Konrad klopft ihm auf die Wange.
»Hören Sie mich? Alles in Ordnung?«
Er hilft dem Mann auf und führt ihn zu den Sitzbänken. Dann sucht Konrad weiter nach dem Buch, in dem er die Lieder markiert hat, die er am morgigen Sonntag in der St. Annen-Kirche auf der Orgel spielen wird. Schließlich ertasten seine Finger die aufgeweichten Seiten, er steckt das Buch in seine Manteltasche. Die Fingerspitzen gleiten tief genug hinein, um den Knopf des Ledermäppchens zu öffnen und den dünnen Karton des Ausweises der Reichsmusikkammer zu ertasten, den Gottfried von Einem ihm illegal besorgt hat.
Die Fahrgäste flüstern und ihre Worte verschw immen in der Dunkelheit zu einem kollektiven Bass. Das kennt Konrad von seiner Arbeit als Luftwart: Im Schummerlicht der Bunkerbeleuchtung reden die Menschen nur wenig und leise. Ein stilles Warten. Kon-

rad schlägt die Beine übereinander und schiebt die Hände in die Taschen. Er schließt die Augen. Nach dem letzten Stromausfall in der U-Bahn ist er zu spät in die Jesus-Christus-Kirche gekommen und die Gemeinde sang ohne Orgelbegleitung. Eine Frau aus dem Kirchenvorstand wartete an der Orgel und bat ihn, nicht mehr wiederzukommen. Dass er nach seiner Zeit im Sammellager an der Hamburger Straße wieder aufgetaucht war, brachte die Gemeinde in Verlegenheit. Jetzt wurde das Geld knapp.
»Acht Uhr, Hotel Savoy, Bronsky« hat ihm Anita in Mädchenschrift auf einen Zettel geschrieben. Der Zettel steckt in Konrads linker Manteltasche. Er dreht ihn zwischen den Fingern, als könne er so herausfinden, was zu tun ist.

»Einmal die Fahrausweise bitte.« Ein kleiner Mann mit Schnauzer, der an der letzten Station eingestiegen ist, steht auf und zieht seinen BVG-Ausweis aus der hinteren Hosentasche seiner Jeans. Langsam geht er von Fahrgast zu Fahrgast. Bei einer Frau mit schwarzem Rock, Bluse und Designer-Laptoptasche bleibt er stehen. »Zeigen Sie mal das Monatsticket her, bitte«, sagt er zu der Frau, die ihm ihr ledernes Portemonnaie nur halb aufgeklappt hinhält und mit der freien Hand ihr Smartphone bedient. »Sehen Sie, der ist nicht von diesem Monat.« Verdutzt schaut die Frau auf das Sichtfenster. »Ach, heute ist ja der Erste, das hab ich vergessen zu wechseln.« »Personalausweis bitte«, sagt der Kontrolleur. »Das ist aber jetzt nicht ihr Ernst«, sagt sie. Der Kontrolleur erwidert nichts, nimmt den Ausweis entgegen und gibt die Daten in das schwarze Kontrollgerät ein, das wie ein Fuchsschwanz an seiner Jeans baumelt. »Müssen Sie dann am Schalter nachzahlen« sagt der Kontrolleur und reicht der Frau Personalausweis und Quittung. An der nächsten Station steigt er mit seiner Kollegin aus.
Die Glühbirnen flackern wieder auf. Konrad verschließt die Augen vor dem grellen Licht, nur kurz, dann öffnet er sie wieder. Das Mädchen sitzt bei der Mutter auf dem Schoß und hat beide Arme um deren Hals gelegt. Der Mann, dem er aufgeholfen hat, wischt den

dreckigen Schnee von seiner Kleidung. Die Gesichter der Menschen entspannen sich wieder, sie nehmen ihre vorherigen Gespräche wieder auf. Mit einem Ruck setzt sich der Wagen wieder in Bewegung. Konrad stößt erneut mit der Schulter seinen Sitznachbarn an. Er will sich entschuldigen, doch als er in die Augen des Mannes schaut, bricht er mitten im Satz ab. Es ist Rolf, einer der Aufseher aus dem Lager in der Hamburger Straße. Einen Moment sehen sich die beiden Männer an. Konrad springt auf und läuft zur Tür am anderen Ende des Wagens. Die Füße der Mitfahrer ragen in den Gang hinein. Rolf folgt ihm. Konrad steht an der Tür. In der Scheibe spiegelt sich sein verzerrtes Gesicht und dicht hinter ihm das Gesicht des Aufsehers.

U-Bahnhof Wittenbergplatz. Übergang zur U1 und U3. Der Druckknopf ändert seine Farbe von rot zu grün und die Türen gleiten beinahe geräuschlos zur Seite. Ein vom britischen Stadtkommandanten geschenktes Schild im Stile der Londoner Tube mit der Aufschrift *Wittenbergplatz* hängt an der gegenüberliegenden Wand. Über den Sitzbänken auf dem Bahnsteig ist die Werbung eines Krankenhauses angebracht: *St. Hedwig Krankenhaus – Ein Haus für Kranke. Der Patient ein Gast. Große Hamburger Straße* 5 – 11. Der Bahnhof Wittenbergplatz ist übersät von improvisierten Schildern, die auf die Baustellen zwischen Uhlandstraße und Warschauer Straße hinweisen. In Kiosken mit Holzvertäfelung befinden sich ein BVG-Schalter, eine Subway-Filiale und ein Blumenladen, der blasse Pflanzen präsentiert. Die Wände sind gelb gefliest, ihre Oberfläche ist mit den Jahren stumpf geworden und schluckt das Tageslicht, das durch die Oberlichter in die Halle fällt. Unter der Decke sind Netze aufgespannt, um Steine aufzufangen. Auf den BVG-Schaltern hat man Stacheldraht befestigt. Touristen fotografieren die historische Werbung, die auf Tafeln an den Wänden angebracht ist. Die ADAC-Werbung zeigt die verschiedenen Logos des Clubs seit seiner Gründung, in der lückenlosen Chronologie fehlt nur das Logo von 1933 bis 1945.

Konrad läuft die Treppen hinauf. Hinter ihm Schuhklappern. Auf der obersten Stufe packt der Mann Konrad am Arm und drückt ihn an die Wand. Der Mund des Aufsehers ist nur wenige Zentimeter von Konrads Ohr entfernt: »Mensch, pass doch auf!«. Er lässt Konrads Arm los, dreht sich um und durchquert eilig den Bahnhof Wittenbergplatz. Erst als Konrad sieht, wie die gewichtigen Holztüren zufallen, atmet er wieder. Das Ganze kann nicht mehr als ein paar Sekunden gedauert haben, denn plötzlich kommen die anderen Fahrgäste die Treppe empor und laufen an ihm vorbei. Manche sehen ihn an, wie er an den gelben Fliesen vor der KaDeWe-Werbung steht.
Konrad tritt aus dem Bahnhof und atmet die eiskalte Luft ein. Seine Tarnung ist dürftig, zu viele Menschen kennen ihn in Berlin. Konrad sieht auf die Bahnhofsuhr. Seine Schritte greifen weit aus, er hat den Kopf im hochgeschlagenen Kragen versteckt und sucht die Straßen vor ihm ab. In der Dämmerung hebt sich der ausgebrannte Dachstuhl des KaDeWe nur unscharf vom Himmel ab. Konrad kneift die Augen zusammen und überlegt, ob er in den verkohlten Balken das Wrack des amerikanischen Bombers erkennen kann.

Vor dem KaDeWe stehen junge Erwachsene mit schwarzen WWF-Mappen. Die Mädchen springen leichtfüßig, die Mappe vor der Brust, mit zwei Schritten auf potentielle Spender zu: »Haben Sie eine Minute Zeit für den Urwald?« Sie klappen ihre Mappe auf und man sieht sich mit Affen, Robben oder Walen konfrontiert. Sie formulieren drei Einwände gegen die Ablehnung des potentiellen Spenders, dann formulieren sie ein Abschlussplädoyer. »Rauchen Sie? Ich nämlich ja, aber seit ich bei WWF bin, einfach eine Packung weniger im Monat und die fünf Euro spende ich für die Tiger. Das können Sie doch auch.«
Auf der gegenüberliegenden Straßenseite passiert Konrad die zerstörte Synagoge in der Fasanenstraße und beschleunigt seinen Schritt. Auf der Kreuzung mit der Kantstraße fährt die Straßenbahn an, kaum Fahrgäste sind in den matt erleuchteten Wagen zu sehen.

Konrad überquert die Kreuzung und ignoriert den Wunsch nachzusehen, was heute Abend im Theater des Westens gegeben wird. Das Hotel Savoy wird schwach durch eine Straßenlaterne beleuchtet. Das siebengeschossige Gebäude ragt vor Konrad auf, alle Fenster sind verdunkelt. Nur aus der Bar dringen Stimmen nach draußen. Hier lässt man sich kaum stören. Konrad sieht an seinem Mantel herab und versucht, mit der Hand einige Stellen zu glätten. Er überquert die Fasanenstraße und geht auf den Eingang des Hotels zu.
»He, Sie!«
Konrad bleibt stehen. Der Portier kommt auf Konrad zu und blickt abschätzend an ihm herab.
»Was kann ich für Sie tun?«
»Ich suche Bodo Bronsky, ich will ihn um eine Stelle ersuchen.«
»Mit diesem Mantel werden sie höchstens im Scheunenviertel auftreten, aber sicher nicht hier.«
Der Portier weist zurück auf den Eingang.
»Lassen Sie nur. Er ist bisher der einzige Bewerber. Da kann man nicht wählerisch sein.« Ein dicker Mann erhebt sich aus einem der Sessel in der Eingangshalle. Er lässt das Monokel von seinem linken Auge gleiten. Es fällt an der goldenen Kette in seine Hand.
»Ihr Name?«
»Konrad Bauer«
»Gut, fangen wir an. Dort ist der Flügel.«, sagt Bronsky und zeigt auf den Bechstein, der in der Nähe der Sessel steht. »Und Sie«, sagt er in Richtung des Portiers »besorgen Sie mir ein Glas Whiskey. Ich kann diesen Weinbrand nicht mehr sehen.«
Mit einer abfälligen Handbewegung bedeutet er dem Portier, sich zurückzuziehen.
»Die sparen das gute Zeug für die Japaner auf. Seit deren Botschaft ausgebombt ist, belegen die hier einen halben Flügel und saufen den Whiskey weg.«
Konrad nickt und setzt sich auf den Hocker.
»Spielen Sie einfach irgendetwas, das Sie fehlerfrei hinbekommen«,

sagt Bronsky gelangweilt und entzündet eine Zigarre.

In der Times Bar sitzen in creme- oder schokoladenfarbenen Ledersesseln ein paar Herren und genießen Havana-Zigarren. In der Mitte des Raumes befindet sich eine oktaederförmige Säule, die mit Uhren übersät ist. In London ist es 16:57, in Paris 17:57, in Washington D.C. 11:57, in Moskau 19:57 und in Tokio 1:57 Uhr. Aus versteckten Boxen in der Holzvertäfelung dringt leise Musik; sie sorgt für eine positive Grundstimmung. Die Gespräche überschreiten kaum Zimmerlautstärke. Hinter der Theke stehen vor einer Spiegelwand eine Reihe Flaschen, in den sich das Licht bernsteinfarben, rubinrot und minzgrün bricht. Der Barmann mixt einen *After All*. Ab und zu steht einer der Herren auf, rückt seine Krawatte zurecht und begibt sich in den Humidor des Casa del Habano, um sich eine Zigarre empfehlen zu lassen. Von der *A* von Montecristo zum Preis von 42 Euro bis zur Habaneros von Partagás für 3,40 Euro, sofern nicht vergriffen, ist »für jeden Geschmack etwas dabei«, so der Zigarrenberater.

Als der letzte Ton verklungen ist und Konrad die Hände von den Tasten hebt, nickt Bronsky. Er fordert Konrad auf, sich zu ihm in einen der Sessel zu setzen.
»Sie wissen, was sie als Kapellmeister der Wehrmachtskapelle zu tun haben?«
»Ich reise mit der Kapelle zwischen den Kompanien hin und her und wir spielen … «
»Durchhaltelieder, Liebeslieder, Kabarett. Alles vorgegeben. Es ist nicht viel Kunst dabei, aber das Geld stimmt.«, sagt Bronsky. »Und Sie kommen aus Berlin heraus.«
Bronsky nimmt eine Mappe vom Tisch und zieht einen vorgedruckten Bogen hervor.
»Sie sollten möglichst bald zum Orchester stoßen. Sie erhalten 450 Reichsmark monatlich. Zeigen Sie mal ihren Wehrpass her, dann kann ich die Daten einfach übertragen.«
»Wir wurden kürzlich ausgebombt. Der Wehrpass ist verbrannt. Aber ich habe … «

»Jaja, halten sie mal die Füße still. Ich nehme aber an, Sie sind ordentliches Mitglied der Reichsmusikkammer? Ist dieser Ausweis auch verbrannt?«, sagt Bronsky und nimmt einen tiefen Schluck Whiskey, dabei bleiben ein paar Tropfen in seinem Bart hängen.
Konrad holt das Ledermäppchen aus seiner Manteltasche hervor und öffnet vorsichtig den Knopf. Er zieht den Ausweis hervor und reicht ihn Bronsky.
»Na, immerhin.«
Bronsky klemmt das Monokel vor sein linkes Auge und beginnt mit einem Füllfederhalter das Papier auszufüllen.
»Eltern?«
Konrad zögert.
»Waise«, sagt er. Und fügt dann schnell hinzu: »Wie gesagt, ausgebombt.«
Bronsky schaut kurz auf, als überlege er, ob er sein Beileid aussprechen sollte, doch nimmt nur einen weiteren Zug von seiner Zigarre.
»Kommen Sie in sieben Tagen in mein Büro, dann können Sie die Papiere abholen.«
Bronsky steht auf und streckt Konrad seine Hand entgegen, die Konrad zögernd ergreift.
»Und keine Sorge wegen des Wehrpasses. Ich bin in dieser Sache auf Sie angewiesen, die Wehrmachtstourneen sind Anweisung von ganz oben.«
»Dankeschön, ich werde da sein«, sagt Konrad und setzt ein Lächeln auf. »Aber besorgen Sie sich einen ordentlichen Anzug und ein paar Hemden. So wie Sie jetzt aussehen, animieren Sie niemanden zum Durchhalten.«

Die Sonne steht tief über dem WOGA-Komplex am Lehniner Platz. Die letzten Strahlen drängen sich zwischen U und B des Schaubühne-Schriftzugs hervor. Wie ein Schiffsrumpf ragt das Gebäude in den Kurfürstendamm hinein. Der Verkehr stoppt in Ampelphasen und vom offenen Deck eines Sightseeing-Busses werden Fotos geschossen. Bei der nächsten Gelegenheit macht der Bus einen

U-Turn und fährt auf der Gegenseite zurück. Wieder werden Fotos geschossen. Diese Woche wird in der Schaubühne *The Day Before the Last Day* gegeben. Durch die Glasfront der Schaubühne kann man sehen, dass sich eine Schlange an der Abendkasse gebildet hat.

Konrad wird aus dem warmen Innenraum des Autobuses auf die Straße gedrückt. Regentropfen treffen ihn im Gesicht. An seinen Schultern spürt Konrad Hände, die ihn nach vorne schieben, ihm keine Zeit lassen, den Mantelkragen gegen den scharfen Wind nach oben zu klappen oder den Hut tiefer zu ziehen. Schwarze Schirme werden vor ihm in den Himmel gespannt wie Krähen. Konrad ist seinem Vordermann so nah, dass er sieht, wie eine Gänsehaut über dessen Nacken läuft, während er mit dem Pulk auf den Platz geschwemmt wird. Konrads Füße tasten im Schneematsch nach Halt, er stolpert über die Bordsteinkante, fängt sich noch mit einem Ausfallschritt nach links und wird dort von einem Ellenbogen getroffen. »Vorsicht, Vorsicht«, raunzt ihn jemand an, und ein gewaltiger Regenmantel drängt sich vorbei, eine zierliche Dame hinter sich herziehend. Die Frau sieht Konrad missbilligend an und er murmelt etwas, das als Entschuldigung durchgehen könnte, gleichzeitig zieht sie sich den tropfenden Hut weiter ins Gesicht. Doch die Dame ist schon vorbei und lüpft ihren Rock mit der freien Hand etwas an, damit er nicht in eine Pfütze gerät. Konrad verlangsamt seinen Schritt und lässt das Paar zwischen den durchnässten Mänteln vor ihm verschwinden. Ein paar Schubser steckt er noch ein, dann haben sich die restlichen Menschen an ihm vorbeigezwängt und reihen sich in die Schlange ein, die sich wie eine Katze an die graue Fassade des Universum Filmpalasts anschmiegt. In geschwungenen Buchstaben ist auf der Tafel über der Kasse *Münchhausen* angekündigt. Zwei Mädchen laufen mit klappernden Schuhen an Konrad vorbei und schnattern darüber, dass sie den Münchhausen jetzt zum dritten Mal anschauen.

Konrad fröstelt. Er überquert die Ladenstraße und findet Schutz an der Fassade des Kabaretts der Komiker. Etwa ein halber Meter

des Bürgersteigs ist noch trocken und ein paar Menschen haben sich dicht an die Schaufenster von Sport Erber gestellt. Der Regen nimmt weiter zu. Es fließen Rinnsale zwischen den Füßen der Wartenden. In der Auslage des Geschäfts liegen lediglich zwei schlaffe Bälle und eine Pumpe, darüber hängt das Werbeplakat eines Sportwarenherstellers, das zwei Jünglinge in Badehosen beim Rudern zeigt, mit dem Vermerk: *Nach dem Siege liefern wir wieder prompt und zuverlässig!* Konrad schlängelt sich durch die Wartenden und springt über die Pfützen. Sein Mantel ist binnen Sekunden durchtränkt, sodass Konrads Bewegungen immer behäbiger werden. In den Schaufenstern des Gebrauchtwarenhändlers erscheint ihm sein Spiegelbild dürr, schattenhaft, doch daran mag das polierte, gekrümmte Glas schuld sein, das in der zur Straße hin abgerundeten Fassade eingelassen ist.

Auf der LED-Tafel über dem Eingang von Kudamm Bowling ist für heute Abend *Cosmic Bowling* angekündigt, im ersten Stock leuchten die Fenster in einem blau, das an das Licht von Solarien erinnert. Neben dem Eingang hängt in einem Schaukasten das leicht vergilbte Frühlingsangebot. Auf dem Bild walzt eine Bowlingkugel eine Gruppe von Spargelstangen nieder: *Spargelpackage, Maispackage, Schollenpackage, Forellenpackage in jeweils Mini, Midi oder Maxi-Größe. Sämtliche Zutaten sind frisch.* Weiter unten steht kleingedruckt der Satz: *Irrtümer und Änderungen sind vorbehalten.*

Im Eingang des Café Leon ist ein Mann vor den zwei weißen geflügelten Türen damit beschäftigt, die nasse Hose von seinen Beinen zu zupfen. Als er Konrad bemerkt, beendet er diese Tätigkeit und versucht die Hände an seinem Mantel trocken zu wischen. Das Licht, das durch die Glasflächen in den Flügeltüren dringt, erleuchtet das Gesicht des Mannes nur zur Hälfte und lässt seine Augen in den Höhlen verschwinden.
»Hundewetter, wa«, sagt der Mann und nickt Konrad zu.
Der zuckt nur die Schultern. Der Mann macht keine Anstalten, zur Seite zu treten, um Konrad vorbeizulassen, sodass Konrad wieder

den Regen im Nacken spürt.
»Da ham wa aber auch nen Winter vor uns.«, versucht der Mann wieder und deutet auf die dreckigen Schneehaufen am Rand des Kurfürstendamms, die wie Inseln auf den Pflastersteinen liegen. Konrad legt die Handflächen zusammen und bläst etwas Luft zwischen seine steif gewordenen Finger.
»Ham se zufällig ne Zigarette über?«
Konrad schüttelt den Kopf und macht einen Schritt auf den Mann zu.
»Nichtraucher, tut mir leid.«
»Wat wolln se denn da drin«, fragt der Mann und deutet mit einer abschätzigen Kopfbewegung auf den Eingang hinter ihm.
Konrad versucht, die Augen des Mannes zu fixieren, doch die liegen im Schatten seiner Gesichtsknochen.
»Trocknen.«, sagt Konrad und drängt sich an dem Mann vorbei. Er geht die Treppen zum Café Leon empor. Als er die Tür hinter sich gedämpft ins Schloss fallen hört, atmet er auf.
Im Café Leon schlägt Konrad der Geruch von Zigaretten entgegen. Er windet sich aus seinem Mantel und hängt ihn an die Garderobe, unter der sich bereits eine Lache gebildet hat. Durch die breite Fensterfront, die auf den Kurfürstendamm hinausgeht, fällt nur wenig Licht, obwohl die Samtvorhänge zurückgezogen sind. Die Vorhänge passen nicht zum Bauhaus-Stil des Interieurs und scheinen zur abendlichen Verdunkelung aus dem Kabarett der Komiker ausgeliehen zu sein. Um die zentrale Tanzfläche sind eckige Tische angeordnet, von denen nicht einmal die Hälfte besetzt ist. Konrad setzt sich in die Nähe des Eingangs und wartet. Er ist zu früh. Das Raunen der Gespräche und das dumpfe Klappern von Porzellan bilden die Klangkulisse des Cafés, es scheint, als drücke der Zigaretten-Dunst die Lautstärke.

Im linken Block des von Erich Mendelsohn als Wohnanlage und Kulturstätte konzipierten WOGA-Komplexes befinden sich die Bowlingbahn *Kudamm Bowling*, der Discounter Penny, eine Mer-

kur-Spielothek und der Universum Grill, dessen Name auf den ehemaligen Universum-Filmpalast im Gebäude der Schaubühne gegenüber hinweist. Der Universum-Grill ist in einem quadratischen Anbau untergebracht, auf dessen Wand sich die Fassade des Haupthauses als Backsteintapete fortsetzt. Der Innenraum des Grills ist in Orange, Braun und Ocker gehalten. Weiße Korbstühle stehen an einer Holztheke, dahinter werden in der offenen Küche Fleischstücke auf Metallplatten zur Schau gestellt. Von der Decke hängen Lampen, die wie stilisierte Ufos aussehen. Nierenförmige Teelichthalter aus violettem Glas und Bastmatten zieren die Holztische. Ein einzelner Gast schneidet seinen *Universum Burger* mit einem Messer aus Edelstahl an. Der Halfpounder aus feinstem Rindfleisch, umgeben von ein paar Salat- und Chicorée-Inseln mit dezenten Spritzern einer roten Sauce, liegt auf einem sechseckigen Porzellanteller. Auf dem Deckblatt der Karte neben dem Teller steht *Fleisch für Fanatiker*.

Um 16 Uhr betritt Erich Kästner das Café Leon. Er faltet den glänzenden Regenschirm zusammen und stellt ihn in den Ständer neben der Tür, dann legt er Hut und Mantel ab. Er zieht ein paar Zeitungen aus dem Zeitungsständer, nur um sie sofort wieder zurückzustecken und blickt sich währenddessen im Café um. Seine Augen springen von Tisch zu Tisch, ruhen nur kurz auf den Gesichtern der Gäste. Er hebt die Hand in Richtung der Theke und zeigt mit den Fingern eine zwei an. Seine Züge entspannen sich erst, als er sich eine Zigarette anzündet. Das verkohlte Streichholz steckt er umgedreht zurück in die Schachtel und geht zielstrebig auf Konrads Tisch zu. Sein Gang ist fest, nur die Anzughose schlackert etwas am Bein. Kästner bleibt neben dem Tisch stehen, zieht an seiner Zigarette und fragt:

»Herr Bauer?«

Augenringe und ein paar Falten lassen sein Gesicht hart aussehen, dazu ein Blick wie ein Messer. Konrad sitzt aufrecht an dem kleinen, eckigen Holztisch, dessen Beine von geschwungenen Stahlrohren

gebildet werden. Seine Hände liegen nebeneinander auf der Tischplatte, der Aschenbecher ist leer. Er ist der Einzige im Raum, der nicht raucht.

»Herr Kästner. Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Nun, kein Problem, ich hab es ja nicht weit.«

Kästner bläst den Rauch durch seine Nasenlöcher, legt die halbgerauchte Zigarette in den Aschenbecher und platziert sein Jackett über einer Stuhllehne. Er setzt sich in einen anderen Stuhl Konrad gegenüber. Sein Hemd ist blütenweiß und sitzt frisch gebügelt noch etwas steif auf seinem Körper. Kästner beugt sich nach vorne.

»Susanne Kerckhoff hat mich über ihre Situation unterrichtet. Sie müssen Berlin verlassen, haben aber nichts Anständiges anzuziehen.«

In den Schaufenstern der Merkur-Spielothek im Erdgeschoss wird mit den hervorragenden Bedingungen einer Ausbildung zur *Fachkraft für Automatenservice* geworben, mit Option auf eine Weiterbildung als *Automatenfachmann/frau*. *Freude am Umgang mit Menschen* solle man mitbringen, man wirke mit seiner Arbeit an einer *innovativen Freizeitgestaltung* mit, und *Glücksspiel kann süchtig machen*. Die Spielothek ist mit weinrotem Teppich ausgelegt, der unter den Füßen nachgibt. An den Wänden sind die schwarzen Automaten aufgereiht, es gibt drei Modelle: Magie Drei, Magie Royal und Magie Deluxe, die sich in Aussehen und der Anzahl der abwechslungsreichen Spiele unterscheiden, darunter *Double Triple Chance, Fortuna Seeker* oder *Big Buck Bunny*. Der Raucherbereich ist eine Glaskapsel, aus dem die Automaten wie Autoscheinwerfer im Nebel nach draußen leuchten. An der Bar schenkt Teamleiter Stefan alkoholfreie Getränke und Kaffeespezialitäten aus. Er sagt: »Alkohol gibt es hier keinen. Dafür kommt zu viel Gesocks, die Stress machen. Auch wenn die jetzt 125 Jahre Kudamm feiern und was anderes behaupten, der ist ein Dreckloch.«

»Herr Kästner. Schön, sie einmal wieder hier begrüßen zu dürfen!«

Ein Kellner bringt zwei Biergläser und stellt sie auf den Tisch.

»Wie ich sehe, haben Sie meinen Stammplatz auch schon neu besetzt.«, sagt Kästner zwinkernd und blickt auf einen Tisch am Fenster. Der Kellner folgt seinem Blick und nickt unsicher.
»Also, wenn Sie noch etwas brauchen … «
»Danke, eine Schachtel Streichhölzer wäre wunderbar.«
Der Kellner greift in die Tasche seiner Weste, legt eine Schachtel auf den Tisch und entfernt sich.
»War früher öfter hier, als das KaDeKo diesen Namen noch zu Recht trug.«, sagt Kästner erklärend und nimmt einen tiefen Zug aus dem Bierglas. »Jetzt geben die nur noch Trauerspiele, wenn Sie verstehen, und das geneigte Publikum kommt danach leider ins Café Leon.«
Es entsteht eine Pause, in der Kästner Konrad beobachtet, wie er sich nervös umblickt.
»Keine Sorge, jetzt sind die alle drüben im Universum und lassen sich einen Bären aufbinden.«
Er grinst.
»Ihr Vorspiel verlief zufriedenstellend?«
»Ich bin eingestellt. Offiziell und mit Ausweis.«, sagt Konrad nicht ohne Stolz. Dann fügt er etwas kleinlaut hinzu: »Ich habe Wagner gespielt.«
Kästner lacht und seine buschigen Augenbrauen beben vor Vergnügen.
»Und was? Sieg-fried?«
»Die Ouvertüre vom Meistersinger«, sagt Konrad leise und Kästner hört auf zu lachen, als er Konrads betretene Miene registriert. Er schüttelt ungläubig den Kopf und seine Stimme nimmt einen ernsten Ton an.
»Entschuldigung, das ist zu absurd. So einfach kriegt man die tatsächlich.«
Kästner zündet sich erneut eine Zigarette an, lässt das Streichholz noch eine Weile abbrennen, wedelt damit und steckt es umgedreht zurück in die Schachtel. Er greift in die Innentasche seines Jacketts

auf dem Stuhl und holt seine lederne Geldbörse hervor. Es knistert unter dem Tisch als er einige Scheine faltet, die er zu den Streichhölzern legt. Er schiebt die Schachtel wieder zu und stellt sie senkrecht in der Tischmitte neben die neue Schachtel.
»Kommen Sie morgen in die Roscherstraße 16, dort bewohne ich im Gartenhaus den vierten Stock. Lassen Sie sich von meiner Aufwartefrau ein paar weiße, ordentlich gestärkte Hemden geben, dann steht der Dirigentenkarriere nichts mehr im Wege.«
Vor Konrad stehen das Bierglas, das er nicht angerührt hat, und die Streichholzschachtel. Hinter den beschlagenden Scheiben geht weiter kalter Regen auf den Kurfürstendamm nieder.
»Ich muss mich verabschieden, das nächste Café wartet.« Kästner steht auf, umrundet den Tisch und schüttelt Konrad die Hand.
»Tun Sie mir einen Gefallen, wenn es denn möglich ist: Spielen Sie für die nicht immer nur Wagner, sondern auch mal etwas Französisches, etwas fürs Herz und nicht nur für den Heldentod.«

VOR LAUTER WASSER

Alina Herbing

Ich drehe den Knopf am Radioapparat so weit es geht nach links. Die Stimme von Rosita Serrano wird immer leiser. Wie mein Herz sollst du blühen, singt sie. Es knackt, dann ist es still.
»Gehen wir«, sagt Raffael und greift nach dem Koffer.
Die Flecken auf seinen Fingerkuppen sind viel dunkler als sonst. Vielleicht ist seine Haut aber auch nur blasser geworden. Daran, dass er nicht mehr zeichnet, bin ich schuld.
»Gehen wir«, sagt er noch einmal.
Ich sehe zu Boden.
»Meine Schuhe«, sage ich.
Ich drehe mich um, knie nieder und ziehe die unterste Lade des Schuhschrankes auf. Raffael schnauft hinter mir. Er stellt den Koffer wieder ab. Ich ziehe die braunen Schnürschuhe aus dem Fach, klappe die Lade zu und setze mich auf den Hocker. Raffael trommelt mit seinen Fingern auf dem Türrahmen herum. Gerade als ich meine Schuhe fertig gebunden habe, hört das Trommeln auf. Er starrt auf einen Punkt auf den Dielen, obwohl es da nichts zu sehen gibt.
Nur kurz, sagt er, dreht sich auf den Absätzen um, geht den ganzen Flur entlang und verschwindet in seinem Arbeitszimmer. Die Tür lässt er auf. Ich bleibe sitzen, blicke ihm nach, auch dann noch, als ich ihn schon nicht mehr sehe. Es raschelt. Das Licht, das aus dem Arbeitszimmer in den Flur flutet, ist so hell, dass ich kaum hineinsehen kann. Ich höre nur die Papiere und die Stifte, laut und undeutlich.
Was, sage ich in den leeren Flur, aber weiter weiß ich nicht und Raffael kann mich sowieso nicht hören.

Ich stehe auf und gehe in die Garderobe. Dort riecht es so sehr nach Regen und Stoff, dass ich kaum Luft bekomme. Ich taste mich durch die Jacken und Mäntel. Kikis hängen ganz vorne. Einen Moment versuche ich mich an ihrer alten Sommerjacke festzuhalten. Sie ist ihr viel zu klein. Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich sie ihr das letzte Mal angezogen habe. Der Bügel gibt nach. Er klimpert auf der Stange. Ich lasse die Jacke los. Sie baumelt hin und her, bleibt schließlich schief hängen. Mein Mantel ist immer noch feucht, ich hätte ihn auf den Balkon hängen sollen. Vorsichtig nehme ich ihn vom Bügel und schlüpfe hinein. Ich kann kein Rascheln mehr hören. In der Jackentasche ertaste ich ein Taschentuch und eine Streichholzschachtel. Sie ist viel zu weich und feucht, nur eine Seite hat noch trockene Ecken. Ich versuche, sie zu schütteln, aber sie macht kaum noch einen Laut.
Im Flur ist es heller, die Geräusche sind wie immer. Ich gehe einen Schritt in die Wohnstube hinein. Der Regen rauscht vor den Fenstern. Die Fassade vom gegenüberliegenden Haus kann ich nur verschwommen sehen. Ich drehe am Radioapparat herum. Es knackt ganz leise, bevor ein weiterer Ton zu hören ist, schalte ich es wieder aus. Ein Bus brummt unten auf der Straße vorbei. Die Tür zu Raffaels Arbeitszimmer steht immer noch offen. Das Rascheln hat aufgehört. Ich frage mich, ob er gegangen ist, ohne sich zu verabschieden, so leise, dass ich es nicht gemerkt habe. Ich gehe auf die offene Tür zu bis ich die Ecke von seinem Schreibtisch erkennen kann. Da ist ein Stapel mit Papieren, ein Skizzenblock liegt obenauf. Ich drehe mich um. Der Schlüssel steckt in der Eingangstür. Auf der Anrichte liegt das Ticket für die Überfahrt. *Saßnitz-Trälleborg* steht in weißer Schrift auf meerblauem Grund. Ich nehme das Ticket und drücke meinen Fingernagel in die dünne Pappe, direkt neben das *S* von *Saßnitz* bis eine geschwungene Linie zurückbleibt.
Ich knie mich hinunter neben den Koffer und mache vorsichtig eine Schnalle auf. Wie von selbst öffnet sich ein Spalt. Blauer Stoff

ist dahinter zu sehen. Ich habe Raffaels Hemden gut festgeschnürt. Früher, bei seinen ersten Reisen nach unserer Hochzeit, habe ich zwischen seinen Hemden Briefchen versteckt, zusammengefaltetes Papier mit ein paar Zeilen, die ich beim Packen unbemerkt darin verstecken konnte. Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich damit aufgehört habe, so lange ist es her, dass Raffael ohne mich gereist ist. Er hat nie etwas dazu gesagt. Jetzt schiebe ich nur das Ticket durch den Spalt. Es knickt ein wenig ein, verschwindet dann aber ganz in der Dunkelheit. Ich drücke den Koffer zusammen und fädle die Schnalle ein. Bis zum vorletzten Loch ziehe ich sie zusammen.
Als ich wieder stehe, wische ich mir den Staub vom Rock, drehe mich noch mal um zum Arbeitszimmer. Nichts hat sich verändert. Ich greife nach meiner Handtasche, hänge sie mir um die Schulter und gehe zur Eingangstür. Dort lehne ich mich fast gegen sie und umfasse ganz vorsichtig den Schlüsselbund.
»Bin sofort da«, ruft Raffael aus dem Arbeitszimmer.
Ich mache die Augen zu bis ich das Schloss einmal klicken höre. Die Tür steht einen Spalt weit offen. Ich ziehe noch ein wenig, dann passe ich hindurch. Ich laufe die Stufen hinunter, lasse die Schlüssel zu dem Taschentuch und den Streichhölzern in meine Tasche gleiten. Niemand kommt mir entgegen. Nach zwei Stockwerken bleibe ich stehen. Ich höre immer noch nichts.
Vor der Haustür ist es laut. Der Regen schlägt hart auf den Asphalt. Ein Automobil braust durch die riesige Pfütze vor unserem Haus. Ich ziehe die Streichholzschachtel heraus. Ich lese: *Haushaltsware,* als ob ich es noch nie gelesen hätte. *Deutsche Zündwarenmonopolgesellschaft* steht um den Reichsadler herum. *Kleinverkaufs Preis* 30 *Pf. Für* 10 *Schacht, Sicherheits-Zündhölzer, imprägniert, glühen nicht nach.*

Die Schachtel lag schon auf dem Tisch, als ich letzte Woche im Moka Efti saß.
Ich sah noch zu der Uhr, die über dem Eingangsportal hing. Ich hätte viel früher zu Hause sein müssen an diesem Tag. Meinen Kaffee ließ ich halb ausgetrunken stehen, winkte den Kellner heran und während ich auf ihn wartete, sah ich schon, wie dunkel es draußen geworden war. Ich blieb im Eingang stehen. Mein Schirm war zu Hause und als mir die Herren ihren anbieten wollten, winkte ich ab.
»Ich warte hier auf, vielen Dank«, sagte ich. »Ich warte hier«, sagte ich, aber der Regen floss schon in vielen Bächen die Friedrichstraße hinunter, so dass ich hätte springen müssen, um auf die andere Seite zu kommen. Eine kleine Gesellschaft hatte sich um mich versammelt, immer mehr Gehwillige, die dann doch zurückschreckten, als sie den Strömen von oben näher kamen.
»Ich gehe jetzt«, hieß es neben mir. Ich kann nicht länger warten.
Aber dann ging doch niemand, dafür lachte man über das kühne Vorhaben.
»Sie wollten doch gehen«, stachelten sich die Herren auf.
Ab und an sprang jemand hinaus, kam bis zum nächsten Hauseingang, dann weiter, bis man ihn vor lauter Wasser nicht mehr sehen konnte. Ich spielte mit der Schachtel in meinen Händen, drückte sie immer ein wenig auf, gerade so, dass kein Hölzchen herausfallen konnte und schob dann alles wieder ineinander. Irgendwann war es kein großes Gewitter mehr, sondern ein gleichmäßiger Regen. Die Bäche wurden kleiner, das Grüppchen an Wartenden auch. Mehr und mehr schwarze Mäntel lösten sich aus den Hauseingängen und huschten über die Straße.
»Für meinen Termin ist es zu spät«, sagte jemand hinter mir. »Trinken Sie doch einen Kaffee mit mir.«
Als niemand antwortete, drehte ich mich um und sah, dass ich gemeint sein musste, weil es außer Carl und mir niemanden mehr gab. Ich ließ die Streichholzschachtel los. Wir nahmen einen Tisch am Fenster.
»So wie früher«, sagte er.

Es wird nicht weniger. Tropfen fallen auf die Schachtel. Sie sickern in die Pappe. Neben dem Reichsadler entsteht ein dunkler Fleck, der

sich immer weiter ausbreitet. Bevor er den ersten Flügel erreicht, stecke ich die Streichhölzer wieder ein und werfe mich die zwei Stufen hinunter in den Regen. Ich sehe noch mal hinauf zu unserem Balkon. Tropfen fallen mir ins Gesicht. Ich stelle den Kragen meines Mantels auf, sehe hinunter zu meinen Schuhen, die über den Asphalt klappern. Die Haare kleben an meinen Schläfen. Die Streichhölzer stechen durch die aufgeweichte Pappe in meine Haut. Es gibt kaum noch Tageslicht, obwohl es erst Nachmittag ist. Ich bleibe stehen und halte mich an einer Laterne fest. Ich stelle mir vor, wie Raffael aus seinem Zimmer kommt, mich nicht sieht, nur seinen Koffer am Ende des Flurs. Er sucht in allen Räumen nach mir, bis er merkt, dass mein Mantel fehlt und meine Tasche und dass der Schlüssel nicht mehr im Schloss steckt. Die Straßenbahn hält neben mir. Ein paar Menschen springen heraus. Der Schaffner sieht mich an. Er trägt keinen Bart. Ich schüttle den Kopf. Die Türen schließen, die Bahn fährt wieder an. Die Leute hinter den Scheiben, sehen trocken aus. Sie starren unverhohlen zu mir herüber. Nur eine blonde Frau guckt ein bisschen mitleidig. Die Bahn fährt klingelnd um die nächste Ecke. Die Lichter vom Moka Efti sind schon zu erahnen. Ich lasse die Laterne los und eile über die Straße.

Wir hatten uns nicht mehr gesehen, seit ich Heidelberg verlassen musste. Das war jetzt zehn Jahre her. Carl war inzwischen Anwalt, das hatte ich schon gehört. Vor ein paar Wochen erst war er nach Berlin gekommen, um eine freigewordene Kanzlei zu übernehmen. Ich mochte ihn noch immer. Er trug einen Oberlippenbart und hatte Falten unter den Augen bekommen. Seine Frau war noch in Heidelberg. Sie erwartete das zweite Kind und würde nachkommen, sobald die Wohnung eingerichtet sei.

Einige unserer Kommilitonen waren schon kurz nach meiner Exmatrikulation ausgewandert, andere hatten es noch bis 33 als Anwälte oder juristische Berater versucht. Für die, die bleiben durften, gab es mehr Arbeit als je zuvor. Wir bestellten noch einen Kaffee und sprachen über die gemeinsame Studienzeit. Ich vergaß, auf die Uhr

zu sehen. Der Regen hielt uns fest an diesem Ort. Sehen konnte man ihn noch an den Scheiben, aber die Musik und die Stimmen der Gäste übertönten alles, was von draußen kam. Jedes Mal, wenn die Straßenbahn am Fenster vorbeifuhr, dachte ich kurz an Raffael, doch sobald ich Carl ansah, hatte ich ihn wieder vergessen.

Ein Tropfen hängt an meiner Nase, als ich im Moka Efti ankomme. Damen und Herren stehen im Entree und warten auf das Ende des Regens oder eine Taxe, die sie trocken nach Hause bringt. Ich eile hindurch, ohne jemanden von ihnen anzusehen. In der Tür zum Speisesaal bleibe ich stehen. Ein paar Leute sehen auf. Der Kellner stellt ein Kännchen Milch neben die Tassen zweier Damen. Mit dem Tablett in der Hand kommt er auf mich zu.
»Kann ich Ihnen helfen, Gnädige Frau?«, fragt er und winkt den Portier heran.
»Einen Tee«, sage ich, »Darjeeling. «
Der Portier hilft mir aus dem Mantel. Noch in der Tasche öffne ich meine Hand und lasse das Knäuel aus Pappe und Holz zurück. Ich wische mir die Strähnen aus dem Gesicht. Der Kellner ist schon auf dem Weg zur Bar. Die Tische am Fenster sind alle belegt. Ich nicke dem Portier zu und gehe unverzüglich in die Toilette. Eine ältere Dame beugt sich über das Waschbecken den Spiegeln entgegen und pudert sich Nase und Wangen. Ich husche an ihr vorbei in die Kabine. Mit ein wenig Papier tupfe ich mir das Gesicht ab. Mein Kleid hat ein paar nasse Flecken, dort, wo der Mantel dem Regen nicht standgehalten hat. Ich taste über eine feuchte Stelle an meinem Arm, drücke ein wenig Papier darauf, ohne sichtbaren Effekt. Die Tür vom Vorraum fällt ins Schloss.
Im Spiegel über dem Waschbecken sehe ich, dass meine Schminke verlaufen ist. Die Haare kleben mir am Kopf. Ich drehe das Wasser auf und lasse es über meine schmerzende Hand laufen. Es lindert ein wenig, doch schon als ich das Handtuch nehme, sind die Stiche wieder da. Ich tupfe mir die verlaufene Tusche von den Wangen.

Mit dem Kamm bringe ich die herausgefallenen Strähnen wieder in Ordnung, schlage die Spitzen ein. Die Wellen sind fort. Ganz gut sieht es nicht aus, aber für den Moment zufriedenstellend. Ein Tropfen läuft mir den Nacken hinunter. Ich schaudere, stecke den Kamm wieder ein. Als ich aus der Toilette trete, fühle ich mich fast erfrischt.
Am Fenster ist immer noch kein freier Tisch zu finden. Der Kellner führt mich zu einem Platz an der Säule.
»Genehm?«, fragt er mich.
»Genehm«, sage ich und setze mich.
»Der Tee kommt sofort.«

»Ich hätte nie gedacht, dass du noch hier bist«, sagte Carl schließlich und mir war, als hätte das Gespräch unweigerlich vom ersten Wort an, darauf hinauslaufen müssen. Vermutlich lag das daran, dass alle Gespräche seit einiger Zeit darauf hinausliefen.
»Mein Mann«, sagte ich.
»Du heißt jetzt Busoni, hab schon gehört«, sagte Carl.
Er nahm seine Tasse, pustete einmal in den Kaffee und setzte ihn wieder ab.
»Trotzdem«, sagte Carl. »Ich hab da Fälle erlebt.«
Er schüttelte den Kopf. Ich schloss meine Hände um die warme Tasse. Es regnete kaum noch. Nur ein paar Damen gingen noch mit Schirm.
»Letztendlich halten das doch die wenigsten aus, sagte er. Gerade die Künstler.«
Er hatte sehr saubere Hände, die Nägel hatten auf den Millimeter genau die gleiche Länge. In dem Moment wünschte ich mir, Raffael würde vor mir sitzen und wir könnten wieder über das Zeichnen sprechen.
»Wir waren auf Madeira«, sagte ich schließlich doch. »Bis zum Bürgerkrieg.»
Der Tee steht vor mir. Ich lasse ein wenig Zucker hineinrieseln. Der

Löffel schlägt gegen das Porzellan. Die Kandisbröckchen klimpern unten in der Tasse. Mir wird langsam wärmer. In der Tür erscheint ein Mann. Es ist nicht Raffael. Auch unter den anderen Besuchern erkenne ich niemand Bekannten. Ich habe ihm nichts von Carl erzählt, als ich nach Hause kam.

»Ich hab meinen Schirm vergessen«, sagte ich.
Ich war so nass, dass er mir kaum widersprechen konnte. Er half mir aus dem Mantel und sobald er in der Garderobe verschwunden war, eilte ich in die Küche, um das Abendessen zuzubereiten. Während ich das Mehl in die Soße rührte, übte Raffael mit Kiki am Klavier.
»Wieso dauert es so lange über den See zu fahren?«, fragte sie gerade, als ich die Teller hereinbrachte.
Raffael sah mich an, dann schlug er das Notenheftchen zu.
»Ein richtiges Meer ist die Ostsee ja nicht«, sagte er. »Da hast du Recht.«
»Wir können essen«, sagte ich.

Die Uhr über dem Eingang zeigt vier Minuten vor drei. In einer halben Stunde fährt der Zug, neben dem ich stehen müsste, um ihm zu winken. Ob es noch regnet, kann ich von hier nicht erkennen. Wenn ich gehen will, komme ich nicht um meinen durchnässten Mantel herum. Zumindest über dem Arm bis zu unserer Wohnung müsste ich ihn tragen. Ich nehme einen Schluck Tee. Er ist schon fast kalt. Ich weiß nicht, was geschehen würde, wenn ich nach Hause käme und Raffael noch da wäre. So wie ich ihn kenne, ist er gleich nach mir aus dem Haus gegangen, hat sich nur kurz umgesehen, bevor er mit dem Schirm in der einen und dem Koffer in der anderen Hand zur Haltestelle geeilt ist. Er hat nicht die Straßenbahn bekommen, die wir eigentlich vorgesehen hatten, aber eine, die noch vollkommen ausreichend ist, um den Zug zu bekommen. Er wird sich auch auf dem Gleis noch mal umsehen und bis zum Schluss hoffen, dass ich auftauche. Vielleicht wird er schon im Zug beginnen, mir einen Brief zu schreiben und ihn noch in Saßnitz zur Post bringen. Dann

wird er draußen stehen, ganz nah am Geländer und Schweden entgegensehen, bevor Schweden überhaupt zu sehen ist. Und natürlich wird er zurückkommen und uns holen, wenn schon nicht für mich, dann für Kiki.

HILDE MOSSES FENSTER

Antonia Kalitschke

Königs Wusterhausen kommt mir wie ein Urlaubsort vor, das liegt eventuell am promenadenhaften Vorplatz des Bahnhofs und dem Blumenladen, der Fuchsien und Margeriten auf dem Gehweg stehen hat. Um Taxen brauche ich mir keine Sorgen zu machen, es stehen zehn in der Schlange. Ein paar Stadthäuser sind im Hintergrund, das schönste Gebäude gehört der Sparkasse. Ein Schild verweist zurück auf die Touristeninformation. Ich gehe wieder in den Bahnhof hinein. Zwei Plakate kleben auf einer Glaswand, das eine zeigt Fahrradrouten, das andere Zeiten für Besichtigungen des Schlosses vom Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Im Kiosk daneben kaufe ich mir einen Dreierpack Bounties. Ich frage die kaugummikauende Verkäuferin, wie ich am besten nach Schenkendorf komme. Das wisse sie nicht, meint sie. Ob sie das Schloss kenne, in dem die Familie Mosse vor dem zweiten Weltkrieg gelebt hat. Sie mussten 1933 emigrieren. Die Frau schüttelt mit dem Kopf und verkauft dem nächsten Kunden eine Packung Zigaretten Menthol. Mit der rechten Hand weist sie nach draußen, dort ist die Anzeigetafel des Busses, der Bus fährt einmal in der Stunde um 45, es ist 14:48. Ich bin umringt von Schwimmreifen und zwei sich lautstark unterhaltenden Müttern mit ihren Kindern. Das eine Kind rutscht immer wieder vom Schoß. »Wir fahren durch Klein Palermo«, sagt die Mutter. »Hier soll die neue Ortsumgehung entstehen, da wo die vielen Garagen stehen, das gehört alles noch den ehemaligen Offizieren aus DDR-Zeiten, die konnten nicht drei Meter für einen Radweg abgeben«, meint sie und zieht das Kind wieder hoch. Der Bus spuckt

mich aus. Den einen Fuß noch auf dem Trittbrett und den anderen auf dem nicht vorhandenen Bürgersteig, erkenne ich das Bild aus dem Internet. Ich stehe vor dem Tor. Mir kommt die große, krakelige Schrift in den Sinn, die ich vor ein paar Monaten zum ersten Mal gesehen habe. Sie gehört zu einem sechzehnjährigen Mädchen, das 1928 angefangen hat, seine Ansichten in ein Tagebuch zu schreiben. Es sind dreiundzwanzig Notizbücher, bis 1933. Ihr Name lautet Hilde Lachmann-Mosse.

Meine Eltern sind sehr entrüstet, dass ich entgegen der Familientradition die Sozialdemokraten anstelle der liberalen Deutschen Staatspartei gewählt habe. Mein Vater fragte mich, wie es mir gefällt meine Zahnbürste mit anderen teilen zu müssen. Die Zahnbürste, der einzige mit der Berührung einer intimen Körperpartie assoziierte Gegenstand, den man innerhalb einer achtbaren Gesellschaft beim Namen nennen darf. Meine Mutter murmelte etwas von unehelichen Kindern.

Auf den frühen Familienbildern lächelt sie, sie hat ein schmales Gesicht und eine typische Zwanzigerjahrefrisur mit kurzen Locken. In späteren Jahren besitzt ihre Mutter Felicia das gleiche schmale Gesicht. Im Archiv habe ich auch einen Zeitungsartikel über eine Zwangsversteigerung aus dem Jahr 2009 entdeckt. Und den Grundriss eines Geländes, auf dem Pferdeställe, Gärtnerei, Park, Brennerei und ein großer Teich Platz hatten. Die Bäume sind als Wolken markiert. Die Mosses waren keine kleine Familie, Markus Mosse, der Urgroßvater und Landarzt aus Posen hatte 14 Kinder. Fünf seiner Söhne wurden Millionäre. Alle lebten seit 1860 in Berlin.
Wem gehört das Schloss? Ich bin heute Morgen um 7 Uhr aufgewacht und rufe die Nummer aus dem Internet an, die als Besucherinformation angegeben ist, ein sogenannter Graf Dracula hatte das Schloss 1995 übernommen und dort Ponyreiten und Vampirfeste veranstaltet. Es tutet einige Zeit im Hörer, dann meldet sich eine Stimme mit Polizeirevier 7. Ich lege vor Schreck auf, dann wähle ich wieder, Herr Raschke ist am Telefon und ist nicht von der Polizei,

er wird permanent wegen dem Schloss angerufen und hat langsam die Schnauze voll, deswegen melde er sich mit dem Revier. »Das Schloss ist vor zwei Jahren versteigert worden«, sage ich. »Na, da sehen sie mal, wie lange so eine Nummer im Internet steht«, sagt er. Ich erzähle, dass ich auf der Suche nach Spuren der Mosse-Familie bin, »ja, da gebe ich ihnen einen Tipp, wenden sie sich an die Untere Bauaufsichtsbehörde Königs Wusterhausen, die wissen Bescheid.« Ich sage, dass ich nur versuche, den Besitzer des Schlosses ausfindig zu machen. »Dann kann ich ihnen nicht helfen.«
Die Untere und die Obere Bauaufsichtsbehörde kann mir auch nicht helfen und das Bürgeramt nicht und das Amtsgericht nicht und die Öffentliche Verwaltung nicht und die Information zu Planungshoheiten der Stadt auch nicht und die Falstaf Vermögensverwaltung erst recht nicht, da stimmt die Nummer zwar, aber der Name der Verwaltung nicht und deswegen fahre ich jetzt nach Schenkendorf. Jetzt sofort. Und ich sitze in der S-Bahn nach Königs Wusterhausen, von da aus geht es nur mit dem Taxi weiter, denn Schenkendorf hat bis heute keinen Bahnhof, verrät die Anzeige des FDP Kreisverbands Dahme-Spreewald, der im Internet die genaue Adresse des Schlosses angibt. Hier haben Hilde und ihre Brüder Rudolf und George ihre Sommer verbracht, und nachdem der Großvater Rudolf auf dem Weg zur Jagd an einem Herzinfarkt in der Kutsche gestorben war, hatte der Schwiegersohn Hans Lachmann-Mosse das Gebäude übernommen und erstmal kräftig umgebaut. So wie er es mit dem Verlag nicht gemacht hatte, der aber dringend eine Umstrukturierung und politische Positionierung nach außen hätte gebrauchen können, wie ihm ehemalige Mitarbeiter später vorgeworfen haben.

Mein Vater ist immer schon mehr an Architektur und den Künsten als an Wirtschaftsfragen und Politik interessiert. Er finanzierte die neue Liturgie für unseren Gottesdienst und spannte die Berliner Philharmoniker mit ein. George zog während des Gottesdienstes den Vorhang zur Seite, hinter dem das Grammophon steht. Da kurbelte mein Vater, Leiter eines Verlagsimperiums, das Grammophon

auf Hochtouren, auf dem Stuhl lag das Berliner Tageblatt.

Rechts von mir fährt die Bahn durch Fichtenmonokultur, links durch Laubmischwald, dazwischen liegt ein großer Kaufland in einer Senke. Baustelle bei Adlershof. An jeder Haltestelle kommt die Ansage, Fahrgäste zum Flughafen Schönefeld bitte umsteigen, in den Ebenen langgezogene Ostbauten, Graffiti und ein Werbeschild für Media Markt.
Ich sehe überhaupt nichts. Das Schloss ist durch das Gitter nicht zu erkennen, da die Einfahrt eine Kurve macht und mehrere Bäume im Park die Sicht versperren. Ich kann noch nicht mal ein Foto von der Front machen. Vor meiner Nase hängt ein Schild mit der Aufschrift: *Vorsicht freilaufender Hund. Wenn Hund kommt flach auf den Boden legen und auf Hilfe warten. Wenn keine Hilfe kommt – VIEL GLÜCK!* Daneben eine Telefonnummer einer Wach- und Schließgesellschaft. Vor meinem inneren Auge tauchen Rottweiler und Schäferhunde auf. Aber hinter der Schlossmauer ist es still. Ich laufe an der Mauer entlang. Wie gern würde ich da hinein.

Meine Mutter wurde als Judenhure bezeichnet, als sie die Allee entlanggegangen ist. Mein Vater hat sich sehr darüber aufgeregt. Er meinte, wir könnten entführt werden, vor allem ich. George fragte meinen Vater, warum wir bei dem Antisemitismus jüdisch bleiben sollten. Mein Vater meinte, das seien wir der Familientradition schuldig. Wir gehören zur Jüdischen Reformgemeinde Berlin.

Später schreibt George Mosse in seinen Memoiren: *Die jüdische Reformbewegung interpretierte die jüdische Religion als eine Morallehre, die sich vom Christentum lediglich dem Buchstaben, nicht aber dem Geist nach unterschied.* Der Gebetsschal und die hebräische Sprache während des Gottesdienstes wurden abgeschafft. Der Gottesdienst wurde von einem Rabbi geleitet. Es betete nicht mehr jeder Gläubige vor. Und die Frauen saßen nicht mehr auf einer separaten Galerie.

Mein Vater hat eine Alarmanlage einbauen lassen. Ich lag in der Badewanne und plötzlich stürmten Polizisten hinein. Ich hatte kaum

Zeit, zu einem Handtuch zu greifen. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass George an dem Zug der Alarmanlage gezogen hatte. Ich habe fünf Tage nicht mit ihm gesprochen. Ich glaube, dass war nachdem er an den Mandeln operiert worden war. George saß in meinem Zimmer mir gegenüber auf dem Boden und erzählte, dass der kleine, glatzköpfige Arzt mit einer Lötlampe auf ihn zugekommen sei und dem Vater erklärt hat, dass die Rhythmen der Natur einen Einfluss auf den Rhythmus des Lebens haben und er deswegen die Naturgewalt des Feuers nutzen wolle.

Ich folge einer scharfen Rechtskurve der Freiherr-von-Loeben-Straße, anscheinend der Hauptstraße des Ortes, permanent rauschen Autos an mir vorbei und ich sehe eine lange, zweigeschossige Häuserreihe aus Backstein. Das müssen die Siemenshäuser sein, ja, da hängt ein Schild über einem Eingang: *Zechensiedlung*. Zu Mossezeiten lebten die meisten Dorfbewohner von der Arbeit bei Siemens. Rudolf Mosse und seine Frau Emilie traten oft als Stifter auf. Beispielsweise schenkten sie der Gemeinde 1928 zwei Kirchenglocken, die die Namen der Enkel trugen, Hilde und George. Hilde ist im Krieg eingeschmolzen worden. Es heißt, die Hälfte des Dorfes habe 1933 die Nazis gewählt und die andere Hälfte die Kommunisten. »Noch heute sind diese Häuser eher spartanisch und die Bewohner wechseln häufig, da ist ein Kommen und Gehen«, erzählt mir Frau May. Die zierliche braungelockte Frau hat mir die Tür geöffnet, als ich an das Pfarrhäuschen klopfe, das aus einer Pater-Brown-Geschichte stammen könnte. Es steht direkt an der kleinen Dorfkirche, hat drei Stufen zum Eingang und Geranien auf den Fensterbänken. Frau May holt den Schlüssel für die Kirche. »Die Glocken läuten immer um sechs, das haben sie gerade verpasst. Ich habe ja etwas Höhenangst und bin seit Jahren nicht mehr da oben gewesen, aber ich kann ihnen die Leiter gerne festhalten.« Sie schließt auf und wir finden uns in einer 500 Jahre alten Kirche mit einem Barockgiebel wieder, in der wir eine Treppe hochsteigen und ich denke: Na, so steil ist sie ja nun auch nicht. »Hier ist das mechanische Uhrwerk,

das habe ich bis vor zehn Jahren noch selbst jeden Tag aufgezogen«, sagt Frau May und deutet auf ein rostfarbenes Drehwerk, an dem ich keinen Hebel erkenne, »ja, und hier ist die Leiter.« Jetzt habe ich auch Höhenangst, die Leiter ist oben nicht verankert und steht fast senkrecht. »Ich kann den Fuß unten vor den Leisten stellen«, schlägt Frau May vor und ist in diesem Moment noch etwas zierlicher geworden. Ich setze einen Fuß auf den Holm, und steige mit einem »gut ich probier's mal« wacklig die Leiter herauf. Ich erreiche den Boden. Es läuten zwei Glocken, die erste ist George.
»Birgit wird sich freuen.« Ich sitze neben Frau May in ihrem Wagen und schwitze. »Birgit ist unsere Ortschronistin, ein Ehrenamt, das sie vor drei Jahren angenommen hat. Seitdem freut sie sich über Regentage, da sie dann in Ruhe am Schreibtisch sitzen kann.« Wir fahren durch die Allee, die direkt zum Schloss führt, aber in umgekehrter Richtung, vom Schloss weg, ich drehe mich um und sehe das schmiedeeiserne Tor mit dem Türmchen rechts daneben, alles bewachsen. Wir biegen in den Fliederweg ein, gepflegte kleine Einfamilienhäuser mit Vorgärten reihen sich aneinander, bepflanzt mit Blumenrabatten, wir halten auf einer gepflasterten Einfahrt. Vor der Tür steht ein gebeugter alter Mann. »Peter, ich habe dir knackiges Gemüse mitgebracht«, sagt Frau May. Aha, denke ich. »Aha«, sagt der Mann mit der typischen, etwas gebrochenen, heiseren Altherrenstimme, als hätte er etwas im Hals. »Birgit ist drinnen.« Im kleinen Hausflur kommt mir eine emsige Frau entgegen, sie ist einen Kopf kleiner als ich, ihre Haare sind anblondiert, sie hat ein weißbeiges Tuch um den Hals geschwungen und ein Lächeln auf den Lippen. Diese Frau hat Lust von ihrer Sache zu erzählen, und ich grinse und schwitze noch etwas mehr. »Ich hole die junge Dame dann wieder ab«, ruft Frau May und ist verschwunden. »Ihr könnt froh sein, dass ich da bin«, sagt Birgit, die sich jetzt als Frau Schneider vorstellt, »wieviel Zeit haben sie denn?«, fragt sie im selben Atemzug und ich antworte: »Solange, wie es braucht.« »Nun, hier unten ist unsere Küche«, und sie weist in einen braun gefliesten Raum, »wir

gehen aber nach oben«, Herr Schneider bleibt im braun gefliesten Raum zurück, er sitzt auf der Bank und spricht jetzt nicht mehr. »Rechts ist das Zimmer meines Mannes«, Frau Schneider weist auf eine verschlossene Tür, »und hier ist mein Reich, so eine Trennung ist wichtig«, sagt Frau Schneider und ich folge ihr in einen kleinen Raum mit einem Dachfenster, einem Schreibtisch im Zentrum, und einem Kopierer, der so groß wie der Schreibtisch ist und fast bis zum Dachfenster reicht. An den Wänden hängen Regale, aus denen Ordner quellen, ich erkenne Aufschriften wie *Schenkendorf* und *Mosse*. »Schauen sie nicht so genau hin«, sagt Frau Schneider und hat schon einen Stapel in der Hand. »Es war ein Zeitraum von dreißig Minuten angesetzt, es war ein Bieter da und dann hat die Bank irgendwann gesagt: Jetzt bieten sie doch mal, und dann hat der den Arm gehoben. Es ist für 268.000 Euro versteigert worden«, und Frau Schneider schlürft an ihrem Pfefferminztee. Auf dem Foto sehe ich nun das um 1500 als Rittergut errichtete Schloss Schenkendorf. »Es wurde von dem Freiherr von Loeben, der den Westfälischen Frieden mit ausgehandelt hat, zum Lustschloss umgebaut. Es ist ein rechteckiger Bau, der an jeder Ecke erkerartige Türme als Pfeiler besitzt. An der Rückseite befinden sich zwei breite Terrassen, eine unten, eine im oberen Geschoss. Das Zentrum im Innern bildet der große Empfangsaal, von dem eine Galerie ausgeht. Den Turm an der Ostseite gibt es nicht mehr, den hat das Militär abgerissen.« Es klopft. Herr Schneider kommt mit einem Küchenstuhl zur Tür herein und quetscht sich mit in das Zimmer. Er dreht Däumchen, die ganze Zeit. Das macht mich ein bisschen nervös, bis mir einfällt, dass Herr Schneider vielleicht nervös ist. »Nachdem die Mosses 33 fliehen mussten, verwaltete Borchert das Gebäude, die Meierei und die Brennerei und was da alles zugehörte. Der wurde nachher abgeholt, bis heute weiß keiner, wo der geblieben ist, der war ein großer Nazi«, meint Frau Schneider und blättert weiter. »Bei den Nazis gab es eine Gutssekretärinnenschule. Bis 47 kamen ein Kinderheim, dann eine Anstalt für Schwererziehbare hinein.

48 war das Gebäude ein Mädchenwerkhof, wo die jungen Frauen zu Handarbeit und Hausarbeit erzogen wurden. 53 wurde die Polizei einkaserniert, und bis 89 war die Armee drin, die Hundestaffel, die Sportstaffel, das Kulturensemble. Von 89 bis 95 lag es brach und dann kam Dracula. Der hatte große Pläne, aber keinen Rat angenommen (Herr Schneider nickt schwer mit), der bot klassische Konzerte und da waren wirklich gute Leute bei. (»Die eine Cellistin, wie heißt die noch mal?«, fragt Frau Schneider in Richtung Herrn Schneider, »die ist jetzt in Amerika.«) Ein Sarg- und Kutschenmuseum hat der da eröffnet, einen Streichelzoo und was weiß ich, was noch«, sagt Frau Schneider und winkt ab. »Bis er dann gestorben ist. Es war immer was los. Alleine geht da jetzt keiner mehr hin, das ist viel zu gefährlich. Ich war einmal drin mit einem Bekannten des neuen Besitzers und einem Schäferhund. Da hausen welche drin, mir sind die Tränen gekommen.«

* * *

Ich habe mir vorgenommen einmal um die Mauer gelaufen zu sein, um, wenn möglich, wenigstens einen Blick auf das Haus erhaschen zu können, Hans Lachmann-Mosse hatte die Mauer erweitert, weil ihm die damalige Gaststätte zu laut war, also hatte er die Gaststätte dem Gelände kurzerhand einverleibt. Die rostige Laterne, die dort in der Rechtskurve steht, die gehört immer noch dieser Gaststätte. »Bis zum Oktober ist noch jemand zum Gelände gekommen, ab da kam dann keiner mehr«, sagt Herr Schneider. Er hat jetzt aufgehört Daumen zu drehen. »Die Tanja von der Märkischen Volksstimme hat das herausbekommen, der neue Besitzer Dr. Thaler, das ist nur ein Strohmann, der hat auch die Schlösser in Strehla und Teupitz gekauft. Da steckt Thurn und Taxis dahinter, die wollen nur den Grund, die sind an dem Gebäude nicht interessiert, die lassen das einfach verfallen.« Die Mauer mündet in einem drei Meter hohen

Maschendrahtzaun, der lückenlos anschließt. Über mir fliegt ein Storch. Der Horst ist auf einem hohen Turm, den ich der Brennerei zuordne. Ich laufe direkt auf dieses Gebäude zu. Der Rudolf-Mosse-Weg beginnt mit dem Verweis auf einen Pferdehof in 200 m. Von Pferden ist hier weit und breit nichts zu sehen, ich komme auf ein großes Karree, das von niedrigen Häusern eingegrenzt wird, ich tippe auf den ehemaligen Bauernhof, der zum Gelände dazugehört hat und auf dem George und Hilde zwischen den Zuckerrüben und Pferdeboxen oft gespielt haben. Das Gelände ist nun mit Schrottautos, Einkaufswagen und Kühlvitrinen von Rewe angefüllt. »Die verkauft jemand nach Pakistan«, meint der Mann in Trägerhosen, den ich in einer der Garagen ausfindig gemacht habe. Zwischen den Schrottautos scheinen also auch fahrbare zu sein. Er wischt sich die Hände an einem Tuch ab. Er hat große Hände. Wieso ich das denn wissen wolle, ob ich das Grundstück kaufen will. »Nein«, sage ich und halte meine Tasche etwas fester, »mich interessiert die Geschichte des Gebäudes. Ist da eigentlich ein Hund auf dem Gelände?«, frage ich. Er hätte da was für mich, sagt er und zögerlich folge ich ihm. Er zeigt mir ein Loch im Zaun. Es ist feinsäuberlich ausgeschnitten und wie eine Tür mit einem Draht wieder verschließbar. Der Mechaniker hält sie mir auf. Ich wusste, dass ich mich noch freuen werde, die festen Schuhe nicht mitgenommen zu haben. Überall sind Brennnesseln und Disteln. Fünfzig Gärtner waren hier mal beschäftigt. Ich befinde mich auf einer sumpfigen, riesigen Wiese, umringt von hohen alten Eichen und Buchen. Hier waren mal ein Tennisplatz, eine Sandkiste und ein Badesee, auf dem man im Sommer Kanu und im Winter Schlittschuh fahren konnte. Hier ist der zehnjährige George mit seinem roten, batteriebetriebenen Auto herumgefahren und hat die staunenden Nachbarskinder mitgenommen. Ich sehe nicht mal eine Pfütze, geschweige denn einen Weg. Die Kamera läuft und ich laufe auf Schloss Schenkendorf direkt auf die breite Terrasse zu. Ich gehe die Stufen herauf. Links und rechts standen an der Stelle mal große, steinerne Jagdhunde. »Die sind jetzt im Asiatischen

Museum in Berlin, ich schätze die hatte der Großonkel Albert aus Japan mitgebracht. Ich bin ihnen auf der Spur«, und Frau Schneider blättert eine Seite in ihrem Album weiter. Auf der Terrasse sind die Glasfronten mit Sperrholz verrammelt. Hier wurden Scheiben eingeschlagen. Das Holz lässt sich nicht einen Millimeter verrücken. Da entdecke ich neben der Terrasse über dem etwa fünf Meter tiefen Abgrund noch ein Fenster. In dem alten Rahmen stecken noch die Splitter. Mein Herz beginnt härter zu schlagen. Ich brauche Zeit. Ich gehe einmal um das Haus herum und sehe, wie der Efeu und die Glyzinien wieder die Fassade hochklettern, »die hatte der Dr. Thaler entfernt, weil der Efeu in die Fenster hineinwuchs«. Ich rüttele an ein paar Türen und schaue durch das Kellerfenster. Im Keller leuchtet ein lilafarbenes Licht, ich kann durch die Scheibe nicht genau identifizieren, was es ist, ich glaube, es ist eine Leuchtstoffröhre. Wieso brennt im Keller Licht?
Ich könnte mir etwas brechen. Ich bin da wirklich nicht gut drin.
Ich glaube, ich gebe von außen eine merkwürdige Figur ab, wie ich in meinem leuchtendblauen Minikleid und den Römersandalen versuche, mich um das Regenrohr zu wickeln, um den linken Fuß auf die Fensterbank zu bekommen. Und doch greift meine linke Hand in den Rahmen, vorbei an den Scherben, zieht mich hoch, ich habe jetzt bestimmt Splitter in den Handflächen, und plötzlich stehe ich auf altem Parkett vor einer Heizung und schaue die Treppe hinunter. Der Keller ist stockfinster. Ich bin atemlos und das nicht nur von der Kletteraktion. Auf dem Boden liegen überall Kabel, Plastikplanen, Kartons, darunter Pizzaschachteln, ein DDR Pin-Up, Glückwunschkarten mit eingeprägter Goldschrift, ich hebe ein vergilbtes Heftchen auf, *Rezepte für die Hausbäckerei auf Oblaten* aus dem Jahre 1921. Ich möchte systematisch vorgehen und gehe zum Haupteingang. Das Display meiner Kamera zeigt an, dass mein Akku bald alle ist. Ich kriege Bauchschmerzen. Ich gehe durch eine hohe Flügeltür und bin im Empfangssaal mit seiner Galerie, von der oben die ehemaligen Gästezimmer abgehen. Rudolf Mosse hatte

damals zu jedem Zimmer ein Badezimmer eingebaut, absoluter Luxus zu dieser Zeit. Ich stelle die Kamera auf play. Der Raum ist bestimmt zehn Meter hoch oder höher, im Schätzen war ich noch nie gut. Der Stuck an der Decke hat große schwarze Flecken und auf dem Fischgrätparkett sind Pfützen. Links ein Raum mit lindgrüner Tapete, darauf Ahornblätter, das muss der grüne Salon gewesen sein, von dem George in seinen Memoiren schreibt. In der Ecke steht ein Staubsauger. Frau Schneider reicht mir eine Pappe über den Schreibtisch. Darauf ist ein Foto gepinnt. »Die Lebensgefährtin von Dracula hatte eine kleine Ausstellung über die Geschichte des Gebäudes. Da klebten dann, wenn wir zu den Feiern kamen, Fotos an den Wänden.« Es zeigt einen Raum mit einer Holzdecke, von der ein Kronleuchter über einem schweren Holztisch hängt. Auf dem Boden liegt ein orientalischer Teppich. An der Wand steht eine schwere Anrichte mit gedrechselten Türfronten. Über ihr hängen Porzellanteller, große und kleine.

Vater war nach Hause gekommen. Wir durften heute mit am Abendbrottisch sitzen. Meine Mutter, mein Vater, mein Bruder Rudolf, mein Bruder George und ich. George war wie immer schlecht gelaunt, er warf Fleischstückchen mit der Gabel auf den Teppich. Vater versuchte ihn zwischen die Knie zu nehmen und ihn zu züchtigen. Aber George entwand sich und lief nach oben in sein Zimmer, mein Vater setzte sich wieder auf seinen Stuhl mit der geschwungenen Lehne am Kopfende, und war ganz still. Er presste den Mund zusammen. Bis seine Lippen ganz blass wurden. Meine Mutter aß weiter und fragte Rudolf, ob er auch Suppe möchte und Rudolf sagte ja und reichte den Teller herüber. Ich saß da und schaute meinen Löffel an. Es war ein silberner Löffel mit Ranken am Stiel, ein ganz alter Löffel von unserer Großmutter Emilie, sie ist vor neun Jahren gestorben. Mein Vater hatte diese schmalen Lippen und dann erzählte er, dass die Nazis in seinem Büro gewesen wären und sie gesagt hätten, dass die Zeitung die Artikel nicht drucken dürfe. Und dann machte mein Vater einen Scherz und sagte, die Nazis

gehörten nicht auf die Titelseite, sondern in den Ulk, die Auflagen unserer Zeitungen seien erheblich gestiegen und wenn sie weiter nach oben gingen, würde der Einfluss auf die öffentliche Meinung erheblich zunehmen. Ich glaube, das war im Februar 1933, wo Hitler zehn Tage im Amt war.

Jetzt ist der Salon dunkel, das Fenster mit Efeu zugewachsen. Die Fenster sind alle noch die einfachen Holzfenster mit Einfachverglasung. Im Hochzeitszimmer (der Graf bot auch Hochzeiten an) sind die Wände mit einem blauen Stein verkleidet. »Das ist ein Edelstein, Lapislazuli«, und Frau Schneiders Stimme klingt ein bisschen triumphierend, »das wissen die Vandalen wohl nicht«. An die Tür sind ein Hakenkreuz und *Fuck You* gesprüht. Beide Räume sind durch Schränke verbunden, die Glastüren haben. Das wurde wohl nachträglich eingebaut. Auf der Fensterbank liegt eine Rose, ich nähere mich mit der Kamera, es ist eine Plastikrose.

Miss Squire war unsere Gouvernante und für Englisch und Französisch zuständig, sie kam aus Wales und hatte diesen Akzent, den mein Bruder und ich sehr mochten. George hat sie vergöttert und immer gegen meine Mutter gehalten, was ihr überhaupt nicht gefallen hat und dann hat meine Mutter Gründe gesucht, um den Dienstboten zu kündigen, meistens wegen Kissenbezügen, die gestohlen sein sollten. Irgendwann habe ich in einem Schrank ganz viele blumenbestickte gefunden, ich weiß aber nicht, ob die das waren. Aber Miss Squire ist für Jahre geblieben, auch als wir schon im Internat waren. Mein Vater hat ihr später ermöglicht, dass sie in Belfast eine Sprachschule übernehmen konnte, da lebte er schon mit meiner Stiefmutter in Paris zusammen.

Auf dem Speicher ein dumpfer Geruch, alles ist dunkel, ich erkenne nichts, dann Bände von Kindlers Literaturlexikon auf dem Boden, ein Plakat mit der Aufschrift *Arbeit siegt* und Kostüme im barocken Stil. »Und dann haben wir mit dem Grafen Zwanzigerjahreparties gefeiert«, Frau Schneider wedelt mit einem Foto, auf dem sie im Zwanzigerjahrekleid mit der Hand am Hut und dem Bein im rechten Winkel vor der Kamera posiert. Ich gehe die Stufen zum Keller hinunter. Jetzt bin ich schon so weit gekommen und meine Kamera hält noch ein paar Minuten. Auf dem Boden liegt ein FDP-Wahlplakat mit Graf Dracula Ottomar Rodolphe Vlad Dracula Prinz Kretzulesco als Kandidaten. »Selbst Westerwelle ist hierhergekommen und hat eine Wahlrede gehalten«, erzählt Frau Schneider. Das sei 2003 gewesen. Ich wusste gar nicht, dass er sich für die FDP hat aufstellen lassen. Auf dem Bild sieht der ins Adelsgeschlecht hineinadoptierte tatsächlich wie Dracula aus, solariumgebräunte Haut, ein leichtes Lächeln. Durch das eine Auge hat jemand ein großes Loch gepiekst. Es ist stockdunkel, nur hinten am Ende des Ganges sehe ich Licht. Ich überlege, ob ich durchgehe und erkenne Regale mit Weinflaschen ohne Etiketten. Auf dem Boden liegen Scherben. Ich taste mich langsam an den Wänden entlang und schaue auf den Boden, obwohl ich meine eigenen Füße nicht sehen kann. Die Wände sind glatt und kalt. Mein Fuß stößt gegen irgendetwas, es knirscht. Ich versuche durch die Sohle zu spüren, was es ist. Ich glaube, es sind große Scherben. Meine rechte Hand fasst dabei gegen Holz und plötzlich kracht etwas, es öffnet sich neben mir eine Tür. Ich höre einen Atem. Mein Hals schnürt sich zu. Ich bin stocksteif. Steht da jemand? In meinen Ohren pocht es. Der Raum scheint mir jedoch nicht groß zu sein. Vielleicht bin ich auch nur gegen die Speisenaufzugsklappe gekommen. Stolpernd über Scherbenhaufen versuche ich an das Ende des Ganges gelangen. Mein Atem beruhigt sich etwas. Hier gibt es ein Fenster, die Sonne scheint herein, es ist gefliest, an der Wand stehen ein großer Herd und ein Metalltisch. Ich bin in der Küche, das ist also der Ort an dem Frau Kunrath gearbeitet hat, die Leibköchin von Felicia Mosse.

Ein Brief. Frau Mosse schreibt am 15.9.1933: *Herr und Frau Kunrath waren als Dienerehepaar vom 1. Januar bis heute bei mir. Frau Kunrath ist eine vollendete Chefköchin, sie kochte glänzend und Diners wunderbar. Sie ist von grossem Fleiß, Sauberkeit, Ehrlichkeit und grosser Liebenswürdigkeit, ihr Charakter ist glänzend. Schweren Herzens*

trenne ich mich von ihr und Ihrer Treue. – Herr Kunrath ist ein glänzender Diener und Hausverwalter, in jeder Beziehung gewandt, fleißig in der Arbeit. Er leitete Diners von 50 Personen, mit immer gleicher Freundlichkeit und Unermüdlichkeit. Sein Charakter ist glänzend, seine Treue vorbildlich. Die Trennung von ihm fällt mir sehr schwer. Meine besten Wünsche begleiten dieses in jeder Beziehung vollendete Ehepaar auf Ihrem weiteren Lebenswege. Lissi Lachmann-Mosse.

In den ersten Monaten unseres Exils begann ich mein Medizinstudium in Basel. Mein Ziel war klar, ich wollte Psychoanalytikerin werden. Meiner Mutter hatte ich Herrn Jung empfohlen, was mich viele Telefongespräche gekostet hat. Wir sind nach Zürich zu seiner Praxis gefahren und die Stufen hinaufgestiegen, mein Bruder musste im Wartezimmer warten, wir waren drinnen, der bärenhafte Herr Jung hat etwas aufgeschrieben, sich dann auf seinem Stuhl zu uns umgedreht, den Bügel seiner kleinen runden Brille kurz in den Mund gesteckt und gesagt, er kann nichts für sie tun. Und dann sind wir nach Hause gefahren, da habe ich nach langer Zeit wieder *maman* gedacht.

Ich stehe nun im Wintergarten. Hier hatte Hilde gerne gelesen, unter anderem Jeanne d'Arc und Zweigs Biographie über Nietzsche. Ich halte ein Foto in den Händen, das mir Frau Schneider kopiert hat. Es zeigt haargenau die Stelle, auf die ich jetzt schaue. Auf dem Bild ist ein heller, sonnendurchfluteter Raum mit Korbsesseln, einem Radio, es muss eins der ersten Radios zu der Zeit gewesen sein, und eine Reiterfigur auf einem geschnitzten Drachen an der Wand. Die Figur hängt über Vorhängen. Dort muss sich der Zugang zu der Terrasse mit dem Blick in den Park befunden haben. Jetzt ist es dunkel durch die Spanplatten vor der breiten Fensterfront. Davor ist ein langgezogener Tresen, ebenfalls aus Spanplatten, der mit blauem samtähnlichem Stoff bezogen ist. Die ganze Platte hängt schief, weil der eine Fuß auf der linken Seite fehlt.

Die Medici-Gobelins und die Empire-Sessel, die uns die treuen

Dienstboten ins Exil mit einem ganzen Koffer voller Klistiere des altmodischen Typs nachgeschickt haben, manchmal sind die Dinge bizarr, vielleicht fürchteten sie bei dem amerikanischen Essen um unsere Gesundheit, standen bei uns in der New Yorker Wohnung. Die Lieblingsvase meiner Mutter mit den Lilien am Rand war beim Transport zu Bruch gegangen. Diesen Verlust verschmerzte meine Mutter schnell, jedoch nicht den Fortgang meines Vaters. Tagaus, tagein saß sie in ihrem Zimmer im zweiten Stockwerk und starrte auf den großen hölzernen Sekretär, dem sie keine Antworten abringen konnte. Ab und an schlich ich mich auf Zehenspitzen in das Zimmer und betrachtete die Spitzenvorhänge und das kostbare Porzellan auf der Vitrine, es stellte kleine Tänzerinnen dar, die in rosa Spitzenkleidchen auf ihren Zehenspitzen standen und sich zu unhörbarer Musik drehten, manchmal kam es mir so vor, als hörte ich sie, wie sie vor sich her summten und dabei den Fuß vor den anderen setzten und voller Ernst ihre Pirouetten drehten. Aber ich glaube, es war meine Mutter, die eine ihrer seltenen Regungen machte und vor sich hin geseufzt hatte, als hätte sie den Nebel, der am Fenster vorbeistrich mit einer ungelenken Handbewegung wegwischen wollen.

Mein Leben lang bin ich Emigrant geblieben, schreibt George Mosse in seinen Memoiren. Auf dem Foto sehe ich wie der Historiker, von der Statur eher klein, mit seiner Hornbrille dem etwas abgehalftert wirkenden Graf Dracula mit den schulterlangen, schwarzgefärbten Locken 1995 den Schlüssel des Schlosses überreicht. Nach der Rückerstattung wollte er das Gebäude nicht behalten. »Das war aber nur symbolisch, zu der Zeit lebte der Graf schon längst da«, erzählt Frau Schneider.

Meine Hand umfasste das kühle Metall. Das schmiedeeiserne Treppengeländer stellte zwei Kraniche dar, die sich gegenüberstanden und dessen Schnäbel sich berührten. Meine Mutter war über achtzig Jahre alt und ich besuchte sie. Sie kam in das Wohnzimmer hinein und ich erkannte sie kaum, was wirklich an dem Hut gelegen

haben mag, der war so groß wie ein Wagenrad und zartlila und hatte große weiße Blumen oben an der Krempe, dass die fast herunterfielen, so schwer waren die. Sie fragte mich, ob es mich gestört habe, dass sie eine Adoptivtochter sei. Wer auf dem Standesamt erfahre, dass er nicht das leibliche Kind sei, weil der gewissenhafte Beamte sich von den Eltern nicht habe bestechen lassen und plötzlich nicht der Geburtsort Berlin, sondern Köln genannt werde – das mache natürlich was mit einem. Sie sagte, ihr Vater, mein Großvater Rudolf, habe eine Affäre mit der damaligen Haushälterin gehabt. Das war das letzte Mal, dass ich mit ihr gesprochen habe, danach sind nur noch Briefe von ihr gekommen.

Es ist Juli. Ich stehe auf der Terrasse und habe das letzte Foto, das mir Frau Schneider geschenkt hat, vor Augen. Schloss Schenkendorf wird durch Hans Lachmann-Mosse umgebaut. Vor der Fassade steht ein Baugerüst. Auf dem Dach des Schlosses macht ein Freund der Familie einen Handstand. Er hatte eine Wette eingelöst. Der Gegenstand der Wette ist inzwischen unbekannt.

FLÜGELFÄNGER

Tabea Hertzog

SPRECHERINNEN

zwei Frauen

FIGUREN

Heida
Ina
Petri
Marthe
Heidas Mutter
Inas Vater
ein Klavierlehrer

1 | WOHNUNG I

Ankunft

Ina Die Oberfläche fühlt sich rau an. Ein Name lässt sich auf dem Schild über der Klingel nicht mehr erkennen. Ich ziehe den Schlüssel am Flügelfänger aus der Tasche. Obwohl ich es kaum erwarten kann, dass sich die Tür öffnet, drehe ich den Schlüssel im Schloss langsam um. Ich drehe ein zweites Mal, dann kann ich die hellen Dielen im Flur sehen. Einen Moment stehe ich einfach da, horche als würde ich jemanden erwarten. Vielleicht meinen Vater, der mir durch die geschlossene Tür am Ende des Flurs entgegenkommt. Er fragt nicht, wie ist das Vorstellungsgespräch gelaufen, er fragt, und, wann fängst du an? *Pause*

Er weiß gar nicht, in welchem Bezirk der Stadt ich wohne. Außerdem bin ich die einzige, die einen Schlüssel zu dieser Wohnung hat, was sich gut anfühlt. Ich laufe ein paar Schritte, berühre mit der Hand die weiß gestrichene Wand. Leichte Konturen zeichnen sich ab, unter dem Weiß muss die Wand irgendwann einmal mit einer Musterung versehen worden sein. Rechts eine Garderobe, zwei Bügel. Der Ort, an dem man gerne seine Reisetaschen abstellt. Ich habe nichts, was ich abstellen kann, also ziehe ich meinen Pullover aus und hänge ihn da auf.

Heida Kommt man durch die Wohnungstür herein und die Flügeltüren des Zimmers stehen offen, fällt der Blick den Flur geradeaus unmittelbar auf die zwei großen Fenster darin. Sie werfen ein Lichtmuster auf den Holzboden. Ist der Himmel bewölkt, ist es schwächer zu sehen.

Ina Ich muss kurz denken, dass ich die Wohnung nie wieder so sehen werde wie jetzt beim ersten Mal, und es noch keine Selbstverständlichkeit ist, in ihr zu leben. *Pause*

Links eine Tür in ein kleines Badezimmer, die Badewanne in der rechten Ecke, an drei Wänden ziehen sich blaue Kacheln empor. Unter dem runden Spiegel ein Armaturenbrett aus dunklem Holz. Mir fallen unzählige und unsinnige Dinge ein, die ich dafür kaufen werde. *Pause*

Weiter den Flur entlang steht in einer Wandnische vor dem Fenster eine Waschmaschine. Spülmittel und Weichspüler, alles da, auf dem Fensterbrett. Ich öffne die Weichspülerflasche und rieche daran, als hätte ich noch niemals in meinem Leben Lavendel gerochen. Es fühlt sich immer noch so unwirklich an in dieser Wohnung zu sein. *Pause*

Durchs Fenster kann ich in einen kleinen Hof und durch ein Fenster in der gegenüberliegenden Mauer in eine andere Wohnung sehen.

Heida Die Wohnung von Marthe, eine Studiumsfreundin von Mutti. Ohne sie wäre es schwieriger gewesen eine Wohnung zu finden. *Pause*

An den heißen Sommertagen sitzen wir im Hof und trinken Zitronenpunsch. Stellt Marthe ihr Grammophon ans offene Fenster, dringt die Musik aus dem ersten Stock bis zu uns in den Hof.

Ina Im Hof fahren Kinder auf ihren Skateboards. Ich klappe das Fenster an und kann die Rollen ihrer Boards auf dem Asphalt und ihre Stimmen hören. *Pause*

Im Fenster gegenüber kann ich nicht viel erkennen.

Heida Das Licht aus Marthes Wohnzimmer reicht bis in den Flur. Wenn ich es im Fenster sehen kann, ist sie zuhause. Ich warte immer so lange bis ich Musik höre, dann weiß ich, dass Marthe nichts Wichtiges zu tun hat und gehe sie besuchen.

Ina Keine Gardine am Fenster. Eine weiße Tür ist angeschnitten.
Der Vermieter hat von zwei leer stehenden Wohnungen gesprochen. Die Wohnung zur Straße ist günstiger als die nach hinten raus, hat er gesagt, geschnitten sind sie beide gleich. Ich habe die zur Straße raus genommen. Das da drüben muss die nach hinten sein. Von dort kann man sie beide sehen: den Französischen und den Deutschen Dom. *Pause*

Am Ende des Flurs drücke ich die Klinke der Flügeltür nach unten.

Heida Die Flügeltür. Die weiße Tür im Fenster gegenüber.

Ina Ein großer heller Raum, links eine Küchenzeile, ein kleiner Holzesstisch, vier Stühle daran, weiße Kacheln, dann wieder eine Flügeltür.

Heida Dort steht der Flügel auf einem Holzpodest.

Ina Das Zimmer ist leer. Kassettenfenster. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Gruppe von jungen Männern, die Krawatten gelockert, die Hemdärmel hochgekrempelt, es ist Mittagszeit, sie albern herum. Mitarbeiter von einer der Banken die Straße rauf. Auf dem Weg zur Wohnung bin ich am Gendarmenmarkt an zwei dieser großen Gebäude vorbeigelaufen. *Pause*

Die Dielen zur Wand hin sind weniger verblichen, hier muss das Podest gestanden haben. Der Vermieter hat was von Schauspielern gesagt, die in den Achtzigern hier gewohnt haben. Ich stell mir vor wie sie sich an den Abenden hier getroffen und zu Plat-

tenspielermusik getanzt haben. *Pause*

An der Wand ziehe ich einen Nagel heraus. *Pause*

Hinter mir schließe ich die Tür.

Heida Ein Metallregal, die großen Fenster, ein Ohrensessel, schokoladenbraun und ziemlich bequem. In der zweiten Nacht bin ich einfach im Sessel eingeschlafen. Oben an der Lehne hat er einen Riss.

Ina Ein Holzregal, rechts eine rote Couch.

Heida Marthe glaubt, ein Hund hätte in den Sessel gebissen, aber eigentlich hat sie mehr darüber gelacht, als es ernst zu meinen. Der Riss macht ihn auch längst nicht unschön.

Ina Alles Wichtige ist da. Das fängt gut an.

Heida Von der Wohnungstür durch den Flur durch die Flügeltür ins große Zimmer hängt die Lampe fast exakt in der Mitte über den beiden Lichtmustern von der Decke herunter.

Ina Ich drücke auf den Lichtschalter neben der Flügeltür. *Klick klack.* Das Milchglas leuchtet nicht auf. Zwischen den Lichtflecken schraube ich die Birne heraus. Auf Zehenspitzen funktioniert das. Auf dem Milchglas eine Staubspur. *Pause*

Die Gardinenstange des rechten Fensters ist herausgerissen, sie hängt senkrecht an der Wand herunter, der Gardinenstoff liegt am Boden. *Pause*

Die Türklingel.

Heida Ich drücke mit dem Zeigefinger die kleine Glocke auf dem Wecker nach unten.

Ina Erinnert an eine Fahrradklingel.

Heida Die Glocke.

Ina Die Türklingel.

Heida Der Wecker mit den großen Ziffern.

Ina Meine Kinderfahrradklingel.

Heida Sie nimmt die Hände von den Tasten und legt sie einen Augenblick in den Schoß.

Ina Die Umzugskisten sind da.

Heida Der Postbote ist da. *Pause*

Ina Ich stelle einen der Kartons auf den Esstisch, ziehe die Klebestreifen vom Geschirr ab, packe vier weiße Teller aus und stelle sie ins Regal über der Spüle. Mutter hat sie eingepackt. Wenn du was brauchst, dann rufst du mich an, hörst du, ich kann dir doch alles nachschicken, hat sie gesagt. Und das würde sie wirklich tun. Sie würde alles schicken. Auch völlig überflüssige Dinge. Sie würde sogar herkommen, wenn ich sie anrufen würde. Ich müsste noch nicht mal einen Grund nennen, weil Vater den Grund selbst benennen würde.

Heida Der erste Brief von Mutti. Dabei bin ich erst vier Tage hier. Wahrscheinlich macht sie sich schon Sorgen. Ich bin ja auch das erste Mal wirklich weg von Zuhause.

Ina Die Oberfläche der Küchenzeile ist ein wenig zerkratzt. Man spürt an den Fingern, dass hier jemand gelebt hat. Spuren von Messern, die Brot oder Käse auf dem bloßen Holz geschnitten haben. Du kannst das Brot doch nicht einfach so da schneiden, würde Vater sagen.

Heida Den Brief lege ich in die kleine Tasche im Innenstoff des blauen Koffers. Der Deckel ist an der Wand neben dem Ohrensessel angelehnt. Den Brief lese ich später.

Ina Für die Schubladen kaufe ich Knäufe. Schöne alte, runde, in rot vielleicht. Hier gibt es sicher Flohmärkte. Und *hier* kommt ein Besteckkasten rein.

Heida Muttis blauer Koffer. Mit ihrem Silberbesteck zur Aussteuer. Da ist alles drin, was du für die erste Zeit brauchst, hat sie gesagt und mir den Koffer in die Hand gedrückt, ihren blauen kleinen Koffer. Bettwäsche und Tischtücher und vier Stück Seife. Jede

unterschiedlich verpackt. Sie hat immer wieder etwas zur Seite gelegt, für mich gesammelt. Sie hat gewusst, dass ich irgendwann gehe. Der blaue Koffer mit dem beigen Samtbezug und die kleine Tasche zum Hineinstecken von Briefen. *Für Tüttchen allein.*

2 | HOCHSCHULE FÜR MUSIK I

Aufnahmeprüfung Heida

Petri Herein.

Heida Guten Tag, ich bin zur Aufnahmeprüfung hier. Goldschmidt, Heida.

Petri Schön, dass Sie da sind. Ich bin Egon Petri.

Heida Zwei Klaviere stehen nebeneinander. Er sitzt am Schreibtisch.

Petri Fangen Sie doch bitte mit Akkorden an. Irgendwelchen Akkorden.

Heida Welches Klavier?

Petri Beide.

Heida Für einen Moment möchte ich etwas sagen, lasse es dann bleiben. Den Klavierstuhl zwischen meinen Händen. Ich finde eine Position zwischen beiden Klavieren, setze mich. Lege die Hände auf die Tastatur.

Petri Sie machen es sich schwieriger, wenn Sie sitzen.

Heida Ich stehe wieder auf, spiele einen Akkord. Den gleichen Akkord mit beiden Händen auf zwei Klavieren.

Heida Die sind –

Petri Was sind die.

Heida Die Klaviere sind unterschiedlich gestimmt.

Petri Ist das ein Problem?

Heida Nein. *Pause*

Heida Um einen halben Ton. Das linke ist um einen Halbton höher gestimmt als das rechte.

3 | WOHNUNG II

Kochen

Ina Am Samstag habe ich auf dem Winterfeldtmarkt kleine Einmachgläser für Gewürze gekauft: Rosmarin, Majoran, Salz, Basilikum. Das erinnert mich an Zuhause in Bukarest. Mein Vater ist ein ziemlich guter Koch. Hat immer ein langes Küchenregal voll dieser Einweggläser gehabt, alle beschriftet: Himalaya Salz, Kräuter Kreta, Salzdiamanten/Kaschmir, Wachholderbeeren. Alles frische Gewürze. Die Gläser standen immer ordentlich aufgereiht nebeneinander. Das hat mir ziemlich gefallen. Seit wir in Deutschland leben, hat er dieses Gewürzregal nicht mehr in der Küche. Er braucht es auch nicht, weil wir die letzten Jahre eigentlich immer in seinem Restaurant gegessen haben.

Heida Mutti hat mir das Rad aus Wiesbaden mitgebracht. Da kaufe ich am Ende der Woche im Gemüseladen gleich neben dem Kohleladen von Herrn Wagner immer zwei Kilo Kohlrüben. Eins für mich und eins für Marthe. Die Rüben kann ich ganz einfach an den Lenker hängen.

Ina Ich habe erst *einen* Topf gekauft, deshalb gibt es meistens auch nur Pasta, wenn ich zuhause koche. Nicht, weil Pasta so einfach zu kochen ist, sondern: sie wird nicht kalt in der Zeit, wo ich die Soße im gleichen Topf zubereite. Und zumindest die Soße wird immer anders und immer ziemlich gut, wegen der Gewürze.

Heida Manchmal habe ich neben Mutti am Herd auf dem

Klavierstuhl gestanden und ihr zugeschaut, wie sie das Mehl in der Pfanne für die Mehlstippe angeschwitzt hat. *Pause*

An dem Tag als ich das erste Mal den Hering für die Stippe schneiden durfte, habe ich meine erste richtige Klavierstunde gehabt.

Ina Ich werde ein Regal kaufen, es an der Wand neben dem Esstisch anbringen, und alle Gewürzgläser nebeneinander aufreihen. Vielleicht überrascht das meinen Vater endlich einmal wieder.

Heida Es ist kurz vor sieben, Marthe wird jeden Moment klingeln. Sie bringt einen Haufen Kleider mit. *Pause*

Die kann ich nicht mehr tragen, aber dir stehen sie mit Sicherheit, hat sie gesagt, und dann kommst du mit auf eine Feier. *Pause*

Petri wird auch da sein. Der erste Abend, an dem ich ihn außerhalb der Hochschule sehe. *Pause*
Er weiß gar nicht, dass ich komme. Der wird Augen machen! *Pause*

Marthe ist ganz anders als Mutti, obwohl sie zusammen am Konservatorium in Frankfurt Klavier studiert haben. Deine Mutter war immer so fleißig, so zielstrebig, kämpfte dafür, spielen zu können, hat Marthe gesagt. *Pause*

Mutti hat es nicht gerade einfach gehabt. Ihre Eltern haben sie nie unterstützt, auch nicht, als sie später Klavierlehrerin geworden ist. *Pause*

Marthe ist Cembalobauerin geworden. Ich liebe die

Technik, sagt sie. Nachmittags arbeitet sie und die restliche Zeit macht sie all das, wozu sie Lust hast. Mutti geht auch Abends aus, aber eigentlich sind es immer Konzerte.

4 | KINDHEIT I

Ina Die Mutter ruft aus dem Autofenster die Tochter zum Auto. Die Tochter isst hastig einen Apfel oben im Haus. Die Tochter setzt sich auf den Beifahrersitz.

Inas Mutter Kind, wo bleibst du denn.

Ina Auf der Landstraße müssen sie halten. Das Kind kotzt aus der Autotür in den Raps.

Mutter Also wieder umdrehen. Den Klavierlehrer anrufen. Ina kommt nicht. Sie ist wiedermal krank.

Ina Das Kind sitzt vor dem Flügel, ein Bechstein. Das Kind hat keine Freude am Spielen.

Mutter Das Kind beginnt in Deutschland die deutschen Klavierbegriffe zu lernen.

Ina Fänger.
Die Fänger fangen die Hämmer ab.
Flügelfänger.
Das Kind sitzt am Flügel, die Finger auf den Tasten. Das Kind ist das erste Mal vergnügt.
Es isst seltener Äpfel vor der Klavierstunde. Es hört aber nicht ganz auf damit.

Inas Mutter Es fällt ihr schwer, das Sitzen auf dem Klavierstuhl. Das Stillsitzen.

Ina Das Kind steht lieber beim Spielen am Klavier. So kann es sich noch mehr in die Bewegung legen.
Es spielt einzelne Akkorde, keine Melodie. Biegt sich dabei hin und her als könnte es eine Melodie werden.

Inas Mutter Der Klavierlehrer hat dir doch gesagt, wenn du stehst,

dann kannst du das Pedal nicht vernünftig benutzen.

Ina Sie wird ruhiger am Flügel, lernt eine richtige Haltung anzunehmen. Gibt dem nach, was man ihr sagt, fragt nicht nach. *Pause*

Heida Ich stehe vor der Milchglastür. Verschwommen die Silhouette meiner Mutter am Flügel. Die Mutter spielt Chopin. Auf Zehenspitzen ziehe ich die Klinke herunter, Vater im Türrahmen gegenüber legt den Zeigefinger auf den Mund. Auf der Kommode der Wecker mit dem großen Ziffernblatt, halb sechs, ich schaue Mutter in den Rücken, schaue wie sie am Flügel sitzt, stehe ganz still da. Mutters Hände auf den Tasten, mein dunkles Haar geflochten, der Zopf den Rücken hinunter bis zu den Kniekehlen. Ich stelle mir vor, dass sie mit der linken Hand ganz tiefe Töne spielt und mit der rechten ganz hohe. Dann wären ihre Arme wie ausgebreitete Flügel. Eine Stunde spielt sie noch. Eine Stunde schaue ich in den Rücken dieser Flügel. Wenn der Wecker klingelt, hört Mutter auf zu spielen, dreht sich nicht um, rutscht auf der Klavierbank nach rechts. Ich drücke die kleine Glocke mit dem Zeigefinger hinunter.

Heidas Mutter Heida, setz dich her.

Heida Eine Stunde spielen meine und Mutters Hände zusammen, bevor ihre Hand meinen Kopf streichelt und das Licht der Petroleumlampe löscht, weil es Zeit ist, zu Bett zu gehen.

Heidas Mutter Heida ist drei Jahre alt, als sie das erste Mal am Flügel sitzt. Noch vor der Einschulung bekommt sie Unterricht. Spielt morgens und abends eineinhalb Stunden. Mit 14 Jahren debütiert sie in Wiesbaden mit

dem Sinfonieorchester unter der Leitung von Carl Schuricht.
Nimm dem Kind nicht die Kindheit weg, sagt der Vater.
Sie ist sehr gut. *Pause*

Der Has hat Angst, dass du zu viel spielst, dass dir die Freude vergeht.

Heida Aber ich möchte spielen wie du.

Heidas Mutter Du kannst es noch viel besser, wenn du nur willst.

5 | WOHNUNG III

Besuch Inas Vater I

Ina Entschuldige Papa, dass es noch so chaotisch aussieht. Einiges ist provisorisch.

Inas Vater Kannst du da mal die Teller wegnehmen dann kann ich da auch die Tüten hinstellen.

Ina Ja, natürlich. *Pause*

Ina Ich habe in einem Café angefangen. Nichts Großes. Aber es reicht aus für den Anfang.

Vater Selina hat mir Blumen für dich mitgegeben. Hast du eine Vase.

Ina Ja, Moment. Jedenfalls mache ich da Suppen. Aber richtig gute. Orangentomatensuppe. Oder Hühner-Zitronensuppe.

Vater Sie hat dir auch zwei Küchenmesser gekauft. Du kennst ja deine Mutter.

Ina Hörst du mir eigentlich zu?

Vater Erzähl weiter.

Ina Das Café gibt es noch gar nicht lange. War echt gut, dass ich da vorbei bin.

Vater Brauchst du Geld.

Ina Die Bezahlung ist okay.

Vater Stellst du Teller auf den Tisch. Welches Sushi möchtest du?

Ina Nimm du, was du willst.

Vater Hier die Thunfisch?

Ina Ja gut. *Pause*

Ina Suchst du was?

Vater Ich habe einen Wein mitgebracht. Wo stehen denn deine Weingläser?

Ina Das ist ja wieder eine Flasche nicht unter 10 Euro.

Vater Wenn der Wein nicht schmeckt, lohnt es auch nicht ihn zu trinken.

Ina Ich habe keine.

Vater Was.

Ina Weingläser. Ich habe keine Weingläser.

Vater Du hast keine Weingläser. Warum hast du nichts gesagt. Ich hätte dir doch welche mitgebracht.

Ina Eben. Du hättest welche mitgebracht. *Pause*

Vater Gut. Dann trinken wir eben aus einfachen Gläsern.

Ina Ich habe nur Kaffeetassen. Da sind Pappbecher.

Vater Ina.

Ina Über der Spüle im zweiten Regal.

Vater Na essen wir erstmal. Ich habe dem extra gesagt, der soll ja viel Ingwer mit einpacken.

Ina Danke Papa. Jetzt setzt dich doch erstmal. *Pause*

Vater Jetzt trinken wir den teuren Wein aus billigsten Bechern. Das ist ja auch lustig oder. *Pause*

Ina Ich habe ein Klavier gekauft.

Vater Du hast was?

Ina Es steht hinter dir im anderen Zimmer.

Vater Ich dachte Klavierspielen ist kein Thema mehr.

Ina Schau es dir doch erstmal an.

Vater Keine Gläser aber ein Klavier.

Ina Es ist gebraucht. Der hat mir einen sehr guten Preis gemacht.

Vater Meinst du nicht, dass ist nur wieder eine Laune von dir. Du hast dich früher schon so schwer getan mit dem Klavierspielen.

Ina Ihr habt das auch nicht gerade unterstützt.

Vater Jetzt sind wir auch noch Schuld, dass du mit dem Klavierspielen aufgehört hast.

Ina Ich habe nie richtig aufgehört. Ich habe nur lange Zeit keine Stunden mehr genommen. Und außerdem hat mein Klavierlehrer gewechselt.

Vater Früher war das auch nicht regelmäßiger.

Ina Ich habe einfach nicht verstanden, was da eigentlich passiert, wenn ich spiele.

Vater Du hast nie gern geübt.

Ina Weil keiner von euch da war, wenn ich üben sollte.

Vater Sicher, Ina. Aber es hat ja auch nicht immer etwas mit Lust und Spaß zu tun. Sondern mit Disziplin. Mal etwas durchhalten. Sich durchbeißen.

Ina Das kann ich doch aber auch erst, wenn ich etwas gefunden habe, was mir Spaß macht.

Vater Ich frage mich nur, wie lange du noch vorhast danach zu suchen.

Ina Ob er das Gewürzregal nun gesehen hat oder nicht. So oder so ist es nicht besser. Weil er nichts gesagt hat.

6 | Wohnung IV

Besuch Heidas Mutter I

Heidas Mutter Spiel mir die Chopin-Etüde vor.

Heida Ich habe sie noch nicht geübt.

Heidas Mutter Aber du hast sie doch schon eine ganze Weile. Bis zum Konzert bleibt auch nicht mehr so viel Zeit.

Heida Ich nehme sie mir am Wochenende vor.

Heidas Mutter Was machst du denn morgen nach der Hochschule?

Heida Ich möchte mit Marthe ins Theater gehen.

Heidas Mutter Aber das kannst du auch ein anderes Mal.

Heida Sie hat schon Karten besorgt.

Heidas Mutter Machst du dir einen Zeitplan? Das wäre gut. Du weißt, ich habe sonst keine ruhige Minute in Wiesbaden.

Heida Ich bekomme das hin. *Pause*

Heidas Mutter Hast du dir die Adresse von Else Blatt geben lassen?

Heida Nein, noch nicht.

Heidas Mutter Verspiel dir die Chance nicht, Heida. Ich habe ihr schon geschrieben. An der Konzertdirektion können sie dir sicher sagen, ob sie in Berlin ist. *Pause*

Heidas Mutter Einen Abend in der Woche kann sie dir bestimmt Unterricht geben. Das wäre doch großartig.

Heida Bestimmt.

Heidas Mutter Ich habe Kartoffelwürste mitgebracht. Die machen wir uns jetzt erstmal.

7 | Wohnung V

Besuch Marthe I

Heida Tag Marthe.

Marthe Tag Heida.

Heida Na komm rein.

Marthe Du hast dich aber schick gemacht.

Heida Heute ist doch Petris Konzert. Kommst mit?

Marthe Heute ist das schon. Ich bin doch gar nicht zurecht gemacht.

Heida Ach was.

Marthe Wann fängts denn an?

Heida Um acht.

Marthe Ich habe drüben Erdbeerbowle für uns gemacht.

Heida Na da kommst jetzt erst recht mit. Petri spielt so glänzend, bei dem lern ich immer schon, wenn ich nur zuschaue. Du musst mitkommen. Ohne dich bin ich immer nur halb vergnügt.

Marthe Na ist gut.

Heida Ich steck mir nur rasch noch die Haare hoch.

Marthe Bist doch schon hübsch genug. Ich sollt mal lieber noch was anderes anziehen. Was hast denn da auf dem Herd?

Heida Kannst den Topf von der Platte nehmen, den hab ich jetzt beinah vergessen. Der Feuerhaken ist rechts in der Schublade.

Marthe Wäscht deine Strümpfe schon heute?

Heida Sind kaum noch welche da. Immer fehlt der zweite. Hab schon wieder welche verbummelt.

Marthe Na ich bring dir das nächste Mal ein paar neue mit.

Heida Lass nur Marthe.

Marthe Ah eh ichs vergesse. Ich hab uns für Donnerstag bei der Waschküche angemeldet. Passt dir das?

Heida Ja ist gut.

Marthe Vergiss nicht die Wäsche einzuweichen. Mittwoch Abend.

Heida Wenn ich dich nicht hätte, Marthe.

Marthe Und ich dich nicht. *Pause*

Heida Jetzt hätt ich doch beinah was vergessen. Schau, ich habe Zwetschgenmarmelade gekocht. Vier Einmachgläser voll. Zwei für dich.

Marthe Oh, vielen Dank. Die sieht gut aus. *Pause*

Heida Warum hast du eigentlich nie Kinder gehabt?

Marthe Ich habe immer Angst gehabt, dass ich sie nicht gut genug großziehen kann. *Pause*

Ich habe mir in deinem Alter immer vorgestellt, wenn ich Kinder habe, dann welche, die schon groß sind. *Pause*

Vielleicht habe ich auch nie weiter über Kinder nachgedacht, weil mein letzter Freund schon Kinder hatte. *Pause*

Marthe Na ich hol uns erstmal zwei Gläser mit Erdbeerbowle und dann machen wir uns einen feinen Abend.

Heida Das passt.

8 | KINDHEIT II

Klavierlehrer Komm Ina, stell dich mal hier neben mich. Ist der Deckel des Flügels immer geschlossen?

Ina Manchmal klappt Mutter ihn auch auf.

Klavierlehrer Und weißt du, was dann anders ist?

Ina Sie macht das immer nur, wenn Gäste kommen. Aber eigentlich hat sie keine Ahnung von Flügeln. Den hat sie von Opa geerbt. Den haben sie von Bukarest bis hier hertransportiert.

Klavierlehrer Der ist ziemlich schön. Die Obertasten sind aus Ebenholz.

Ina Was macht denn Ebenholz so besonders?

Klavierlehrer Das ist schwarzes, sehr wertvolles Holz. Kommt aus Afrika, zum Beispiel aus Mozambique. Bei eurem Flügel sind die schwarzen Tasten daraus. Schau sie dir mal genau an.

Ina Also erkennen kann ich es nicht.

Klavierlehrer Aber mit Sicherheit wirst du jetzt ab und zu daran denken, wenn du darauf spielst. *Pause*

Schau dir den Flügel mal innen an.

Ina Da sieht man die Saiten.

Klavierlehrer Genau richtig. Die laufen parallel zum Boden, wie der Resonanzboden, der verstärkt die Schwingungen der Seiten.

Ina Und was macht der nun anders wenn der Deckel geschlossen ist?

Klavierlehrer Setz dich mal an die Tastatur und spiel ein paar Töne. *Pause*

Hörst du einen Unterschied?

Ina Ich weiß nicht genau.

Klavierlehrer Der Klang vom Resonanzboden wird nach unten hin vom Fußboden reflektiert. Nach oben wird er entweder gedämpft, wenn der Deckel des Flügels geschlossen ist oder er verbreitet sich im Raum, wenn der Deckel geöffnet ist. Der Flügel klingt lauter und einmaliger.

Ina Dann sollte man den Flügeldeckel immer offen lassen.

Klavierlehrer Ihr habt ein großes Haus. Das stört jedenfalls keine

Nachbarn. *Pause*

Klavierlehrer Ich habe dir etwas Papier mitgebracht.
Das stecken wir zwischen die Saiten des Flügels.

Ina Das sollten wir aber nicht Mutter sagen.

Klavierlehrer Wir untersuchen die Veränderung der Töne. Das ist reine Forschungsarbeit.

Ina Dann ist das natürlich etwas anderes.

Klavierlehrer Das denke ich auch.

Ina Was legt man noch so in den Flügel?

Klavierlehrer Da gibt es viele Möglichkeiten. Du kannst alles ausprobieren. Wäscheklammern in die Saiten klemmen zum Beispiel. Was dem Instrument nicht schadet, ist erlaubt.

9 | WOHNUNG VIV

Klavier

Heida Opus 134 von Beethoven,

Ina die Große Fuge B-Dur.

Heida Ich spiele die erste Stimme.

Ina Ich spiele die zweite Stimme. *Pause*

Heida Egal, wie oft ich mich an den Flügel setze, der reinste Moment ist immer der, der stillen Freude:

Ina der Moment, in dem ich die Finger auf die glatten Tasten lege.

Heida Sobald ich auf den Tasten spiele, Töne höre, werde ich angreifbar.

Ina Es gibt bestimmte Vorgaben. Ich muss mich nach Takt und Pause richten.

Heida Es gibt Punkte, an denen bleibe ich immer wieder stecken.

Ina Ich setze noch einmal etwas früher ein, bleibe wieder stecken. Es ist ein ziemliches Wringen mit sich selbst.

Ina Die Große Fuge in B-Dur ist eigentlich zweihändig nicht spielbar, weil es für vier Hände geschrieben ist.

Heida Und vierhändig ist es immer noch schwer genug.

Ina Aber wenn ich die zweite Stimme spiele, dann stelle

Heida dass jemand neben mir sitzt,

ich mir manchmal vor,

Ina der die erste spielt.

Heida Denn, auch wenn ein Klischee besagt, dass der Pianist von anderen Musikern unabhängig sein möchte, so ist es eine große Freude mit einem zweiten Pianisten spielen zu können.

Ina Es ist technisch natürlich ziemlich heikel und es dauert eine ganze Weile bis man übereinstimmt.

Heida Jeder hat seine eigenen Steckenbleiber. Aber wenigstens bleibt man dann zusammen stecken und muss auch wieder zusammen da hinaus.

Ina Es kann auch sehr lustig sein. Wenn ich das Tempo steigere und

Heida ich versuche im Takt zu bleiben.

10 | WOHNUNG VIII

Besuch Marthe II

Heida Wenn Petri lustig sein will, dann beugt er sich beim Klavierspielen weit zu den Tasten hinunter, macht den Rücken krumm und berührt mit der Nasenspitze beinah die Tastatur. Ich muss immer lachen und er auch. Aber er verspielt sich nie. Er ist immer aufmerksam, nichts kann ihn aus der Fassung bringen.

Marthe War denn der Unterricht heute gut?

Heida Hör bloß auf, das war die reinste Katastrophe. Liebermann spielt ganz anders als Petri, fordert mich auch anders. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich ihn einfach nicht verstehe. Da vergeht mir die Lust schon vorher. *Pause*

Eigentlich wollte ich noch Noten noch zum Nächtelesen mitnehmen, hab sie dann aber vor lauter Ärger

in der Hochschule vergessen.

Marthe Du solltest dir wenigstens die Nächte frei vom Studium halten. Gestern wars doch lustig oder?

Heida Da sagst du was. Hast du schon gesehen: Borowsky hat glänzende Kritiken bekommen für den Chopin. Nur danach hätt ich brav nach Hause gehen sollen. *Pause*

Aber dann hätt ich Petri auch nicht tanzen gesehen.

Marthe Hast du nicht getanzt?

Heida Bei mir kann man nicht wirklich von Tanzen sprechen. Aber wenn es nach mir ginge, hätten wir uns auch die ganze Nacht auf die Füße treten können.

Marthe Ich werd dir das Tanzen schon richtig beibringen.

Heida Nur weiß ich nicht, wann wir einmal tanzen sollten.

Marthe Das wird schon kommen. *Pause*

Ich weiß schon, wo wir morgen hingehen. Café Josty. Da stell ich dir einen meiner ältesten Freunde vor.

Heida Vielleicht keine so gute Idee. *Pause*

Marthe Soll ich noch zwei Eierkohlen nachlegen?

Heida Das reicht aus, der Badeofen ist bis morgen früh noch heiß.

Marthe Hast denn noch doll Kopfschmerzen?

Heida Ich hätt nicht so viel Wein trinken sollen.

Marthe Na hinterher ist man immer schlauer. Bin doch mit Achtzehn auch nicht anders gewesen, Heida.

Heida Üben muss ich heute in jedem Fall noch. Erst die Bachfugen, dann die Beethoven-Sonate 110. Na hab ich eine Lust, sag ich dir.

Marthe Du musst wissen, wonach dir ist. Aber lass dir die Laune nicht vom Brief deiner Mutter verderben. Ich glaube jedenfalls nicht, dass du mit dem Ausgehen

Schluss machen musst. Von Studium vernachlässigen kann man bei dir wirklich nicht sprechen. Außerdem, mit wem soll ich denn ausgehen, wenn du auch die Nächte mit deinen Noten verbringst.

Heida Also gut. Café Josty morgen.

Marthe Na das nenn ich ein Wort. Zieh die Strümpfe hier an, wenn du aus dem Wasser bist. Dieser Terrazzoboden ist barfuß abscheulich kalt. Ich hol dich nachher ab.

11 | WOHNUNG VIV

Besuch Inas Vater II

Ina Papa.

Vater Schau nicht so verblüfft. Seit Tagen gehst du nicht an dein Handy. Wie soll man dich denn erreichen.

Ina Muss ich immer erreichbar für euch sein.

Vater Du hast deinen Job verloren.

Ina Kannst du dir bitte die Schuhe ausziehen.

Vater Ich zieh mir jetzt nicht die Schuhe aus.

Ina Das ist eine ganz normale Wohnung, wo man sich die Schuhe auszieht, wenn man hereinkommt.

Vater Wir streiten uns jetzt nicht über Schuhe Ina.

Ina Ich habe meinen Job nicht verloren.

Vater Wie nennst du es denn dann?

Ina Ich lass mich nicht blöd anmachen von russischen Mitarbeiterinnen, die bei der Arbeit ständig Wodka trinken und mir sagen, dass ich mich unterordnen muss, egal ob ich im Recht bin oder nicht, nur weil sie älter sind. Ganz einfach. Und wenn du jetzt hier bist, um mir einen Vortrag darüber zu halten, wie ich mein Leben führen soll, kannst du gleich wieder gehen, die Schuhe hast du ja schon an. *Pause*

Vater Es ist immerhin der zweite Job in Berlin, den du nicht mehr machst. Wie hast du dir denn vorgestellt, dass es weitergeht?

Ina Ich hab mir gar nichts vorgestellt.

Vater Jetzt sei nicht kindisch. Du wirst doch irgendwas vorhaben. Hier. In Berlin.

Ina Ich werd mir einen neuen Job suchen. Hier finde ich doch in jedem Laden was.

Vater Ich habe dir ein Vorstellungsgespräch besorgt.

Ina Du hast was?

Vater Im Kempinsky am Potsdamer Platz. Vorstellungsgespräch ist untertrieben. Du kannst sofort anfangen. Du darfst dich einfach nicht doof anstellen. Das ist alles. Wir können sofort vorbeifahren, wenn du willst.

Ina Da werde ich nicht hinfahren.

Vater Schau es dir doch erstmal an.

Ina Ich möchte nicht, dass du mir einen Job suchst. Nur, weil du dir denkst, dass ich es allein nicht auf die Reihe bekomme.

Vater Ich versuche dir nur zu helfen.

Ina Falsch. Du versuchst mich in deinen Anzug zu quetschen. *Pause*

Vater Gut, dann verdien halt die Miete selber. Und dann bist du frei?

12 | HOCHSCHULE FÜR MUSIK II

Musikstunde Petri I

Petri Ziemlich gut hast du heute gespielt.

Heida Soll ich noch einen Durchgang machen?

Petri Nein. Das reicht für heute. Wir sind schon über der Zeit. *Pause*

Heida Kannst du mir mehr Unterrichtsstunden geben? Zwei Stunden in der Woche sind ganz schön wenig.

Petri Bist du denn nicht ausgelastet? Du bist doch die restliche Zeit bei Liebermann. Da läuft es gut oder?

Heida Ja natürlich. Liebermann ist ein guter Lehrer.

Petri Na siehst du.

Heida Es ist doch meistens so, dass man nur bei einem bestimmten Lehrer am besten vorankommt. Oder nicht?

Petri Das höre ich natürlich gern. Aber es ist eben auch immer eine Übungssache. Du bist noch nicht lange bei Liebermann und wirst dich aber daran gewöhnen.

Heida Und ich kann die Liebermann-Stunden nicht gegen deine Stunden eintauschen und dafür geht jemand anderes zu Liebermann?

Petri Ich kann dich nicht extra behandeln Heida. Später, da wirst du dir ganz sicher den Klavierlehrer aussuchen können mit dem du arbeiten möchtest. Aber jetzt bist du noch an der Hochschule. Da haben alle das gleiche Recht.

13 | WOHNUNG VV

Heida Ich sitze auf dem Holzboden vor den Bildern. Die Sonne wärmt den Rücken durch die Fenster, obwohl es eisig kalt ist, da draußen.
Wie wir Mädchen in die Kamera grinsen und Petri und Liebermann toternst. Das dritte Konzert der Hochschule und Mutti konnte nicht kommen, weil sie selbst gespielt hat. Dafür hat sie mit dem letzten

Wochenbericht zwei Rahmen für die Bilder mitgeschickt. Das von Petri kommt in einen der beiden. Muss ich nur noch zwei Nägel über dem Flügel in die Wand schlagen.

Ina Im Hof blühen die Linden und ich trockne den Flur, weil das ganze Wasser aus der Maschine gelaufen ist. Kann man wohl nichts mehr machen, die hat ein für alle Mal den Geist aufgegeben.

Heida Marthe hat mit Sicherheit einen Hammer. *Pause*

Die ist ja verrückt, dass sie mir ein eigenes Grammophon gekauft hat. Das kann ich immer noch nicht ganz glauben. So kann ich den Charleston mit Musik sogar schon am Morgen tanzen. Die Polka will sie mir nächste Woche beibringen.

Ina Die nasse Wäsche schnell ins Spülbecken, darum kann ich mich auch später kümmern. Ich knie mich auf den Boden vor den Bücherstapel neben der Couch. In der Bibliothek habe ich so viel zu Klavierbau und Klavierspielen gefunden, dass ich gleich morgen noch einmal hin möchte.

Heida Ich stehe auf.

Ina Ich stehe auf. Nehme ein Buch mit zum Klavier.

Heida Knie mich an den Ofen und lege zwei Briketts nach.

Ina Setze mich mit dem aufgeschlagenen Buch auf den Klavierstuhl.

Heida Im Laden der Wagners wurden heute das letzte Mal Kohlen verkauft. Jetzt verkaufen sie nur noch Kartoffeln. Da hat es immer so schön nach den Briketts und der Anthrazitkohle gerochen, dass es komisch sein wird, wenn sie das Haus jetzt beliefern und wir sie nicht mehr selbst abholen.

Ina Ich drücke eine Taste hinunter. Und eine zweite. *Pause, sachlich erklärend*

Die Taste ruht auf einem Waagebalken und ist mit zwei Stiften vertikal festgemacht. Sie geben der Taste seitlichen Halt.

14 | Hochschule für Musik II

Tanzabend

Heida Hallo.

Petri Hallo Heida. Habt ihr einen schönen Abend?

Heida Ja. Das Konzert war ein ziemliches Vergnügen.

Petri Das freut mich.

Heida Kannst du tanzen?

Petri Wenn ich das nicht könnt, wär ich doch ganz schön aufgeschmissen in meinem Alter.

Heida Wie wäre es mit einem Tanz?

Petri Ich möchte dir keine Bitte abschlagen, aber ich tanze erst später. Ich möchte noch ein paar Leute begrüßen. Aber euch viel Vergnügen.

Heida Na gut.

Petri Kommst du denn gut voran mit der Ouvertüre?

Heida Ich beiße mich durch.

Petri So eine Schülerin lobe ich mir.

Heida Bis zur nächsten Stunde habe ich sie hoffentlich zu einem Drittel durch.

Petri Wenn du sie bis Ende des Semesters ganz spielen kannst, habe ich eine hervorragende Studentin aus dem höheren Semester mit der du einmal ein Duo versuchen kannst.

Heida Das hört sich gut an.

Petri Also, sei fleißig und bis zur nächsten Woche.

15 | Wohnung VVI

Besuch Heidas Mutter II

Heida *mechanisch gesprochen* Meine Finger drücken die Tasten nicht durch, sie spielen stumme Noten, hin und wieder ein leises dumpfes Geräusch.

Heidas Mutter *liebevoll* Liebling, das ist doch klar, wenn ihr jede Woche Aufgaben bringen müsst, dass zwischendurch eine Mal nicht gelingt. Nun sollst du deswegen die Lust nicht verlieren.

Heida Mein Rücken ist durchgedrückt. Ich spanne jeden Muskel an. Sie geht hinter meinem Rücken im Zimmer umher. Wie Petri, wenn ich nicht gut spiele.

Heidas Mutter Das tonlose Spielen, das kannst du auch immer zwischendurch machen, wenn du unterwegs bist. Es ist genauso wichtig wie das richtige Spielen. Das darfst du nicht vergessen. Dafür brauchst du die Noten gar nicht dabei haben.

Heida Ich kann sie nicht sehen, ich sehe nur die Tasten, die Finger, den Daumen. Petri.

Heidas Mutter Wenn dein Daumen wieder schmerzt, dann übe heute Abend lieber nicht, hörst du. Du solltest öfter Daumenkreisen machen. Drei bis vier Mal breite Kreise anschließend drei bis vier Mal in die andere Richtung drehen.

Heida Der Daumen pocht. Als hinge er an einem Faden, der jederzeit reißen kann. Marionettenpuppenfaden.

Heidas Mutter Jeder Pianist hat irgendwann einmal Daumenschmerzen. Ohne Daumen lässt es sich schwer spielen.

Heida Auch für den Marionettenspieler.

Heidas Mutter Du wirst sehen, deinem Daumen geht es schon bald besser und du kannst wieder ganz normal spielen.

Heida Die Marionette kann trotzdem nicht greifen, nicht umarmen, nicht zuschlagen. *Pause*

Heidas Mutter Gut so.

Heida Sie steht dicht hinter mir, schaut mir in den Rücken.

Heidas Mutter Pass auf, du lässt das Üben heute ausfallen. Wir gehen ein bisschen aus, aber trotzdem zeitig ins Bett. Ich werde morgen in der Früh fahren. Übermorgen ist doch Konzert im Salon. Da muss ich dem Has noch meinen Vortrag zu Ende diktieren. *Pause*

Dein Vater freut sich schon so sehr, dass du bald wieder da bist. *Pause*
Da fahr ich morgen ganz früh, das ist sicher gut. Dann bin ich Mittags in Wiesbaden zurück und für alles bleibt noch genügend Zeit.

Heida Sie streichelt mit ihrer Hand über meinen Kopf. So wie sie es früher immer getan hat.

Heidas Mutter Das genügt für heute.

Heida Ich lege die Hände in den Schoß, mein Rücken noch immer durchgedrückt, schaue zum Fenster hinaus. *Pause*

Heidas Mutter Tüttchen, ich muss mir doch keine Sorgen machen, dass du die Lust verlierst? Jetzt bist du schon so weit gekommen.*Pause*

Heida Nein. Nein, das musst du nicht. Ich bin bloß ein wenig müde.

Heidas Mutter Gut. Dann lass uns jetzt ausgehen.

16 | UNTERWEGS I

Besuch Inas Vater III

Vater Ina, irgendwas muss sich ändern.

Ina Deshalb hast du mich wieder zum Essen eingeladen?

Vater Deine Mutter und ich wir fragen uns, was aus unserer Tochter geworden ist. Wir machen uns Sorgen.

Ina Du hättest einfach nicht meine Post aufmachen sollen.

Vater Ich habe auch das Bußgeld bezahlt.

Ina Ich hätte es irgendwann selbst bezahlt.

Vater Wovon? Willst du warten bis Mahnungen kommen, bis sich alles häuft.

Ina Nein.

Vater Deine Mutter hat Angst, dass du kriminell wirst.

Ina Ich werde doch nicht gleich kriminell, nur weil ich einmal schwarz gefahren bin.

Vater Solange du also keine Bank überfällst, müssen wir uns keine Sorgen machen, ja? Weil erst das für dich kriminell ist? *Pause*

Was glaubst du denn, wie so was anfängt?

Ina Ja, es war unüberlegt, es war dumm.

Vater Als nächstes steckst du Sachen in die Tasche ohne sie zu bezahlen. Sowas geht ganz schnell.

Ina Es tut mir leid. *Pause*

Vater Du bist doch schwarz gefahren, weil dir das Geld fehlt. Oder nicht? *Pause*

Solange du dich jedenfalls so verhältst, finde ich es besser, wenn du deine Mutter nicht anrufst. Es tut ihr nicht gut, sich Sorgen machen zu müssen. Denk an das Baby. *Pause*

Du solltest einfach mal in Ruhe über deine Einstellung nachdenken. Du kannst mich jederzeit auf dem Handy anrufen, wenn du was entschieden hast.

17 | WOHNUNG VVII

Besuch Heidas Mutter III

Heidas Mutter Schade, dass du den kleinen Hans Levy nicht sehen konntest. Bei dem kann man beim Hören lernen.

Heida Vielleicht bin ich zum Hören-Lernen einfach nicht gemacht.

Heidas Mutter Es ist ein Genuss wie der Junge musiziert.

Heida Es muss ja grauenhaft sein mir zuzuhören.

Heidas Mutter Heida, wenn dir der Anfang noch zu schwer ist, dann spiel halt erst die linke Hand und dann die rechte.

Heida Ich lern aber besser, wenn ich gleich die Position beider Hände habe.

Heidas Mutter Es hört sich nur nicht besonders schön an, wenn du schnell anfängst und an den schwierigen Stellen dann langsam spielst, weil du viel länger auf die Noten starrst. *Pause*

Heidas Mutter Man kann ein Stück wirklich erst in der Gänze erfassen, wenn man es auch langsam spielen kann.

Heida Dann erfasse es doch einfach selbst.

Heidas Mutter Du kannst jetzt nicht einfach davonlaufen.

Heida Und ob ich das kann.

18 | WOHNUNG VVIII

Nacht

Heida Kaum habe ich die Wohnungstür hinter mir geschlossen, rutsche ich an der Tür herunter, weine mich auf dem Boden aus.

Heida *int* Warum schwänzt du die Liebermann-Stunden? Warum bist du bei Schnabel nicht in der Theorie? Du musst wissen was du greifst. Welche Harmonien, Tonfolgen, Funktionen, Tonarten und so weiter jeweils vorliegen. Welche Stellen sind störanfällig, wo brauchst du Gedächtnisstützen fürs Vorspiel. Darüber musst du dir Gedanken machen, Heida. Manchmal frage ich mich, was du eigentlich in den letzten beiden Jahren gelernt hast. Was ist bloß los mit dir. Üben heißt nicht nur technischer Aspekt.

Heida Irgendwann wird mir bewusst, das meine Halswirbel schmerzen. Von der unbequemen Haltung an der Tür. Dann entdecke ich das vertraute Lichtmuster auf dem Holzboden. Für einen kurzen Moment geht es mir etwas besser.

Heida *int* Du musst dich erinnern an Emotionen, du darfst nicht mechanisch und gedankenlos üben, du darfst zu jeder Zeit der Übarbeit über ein Stück memorieren. Du sollst es sogar.

Heida Wie kann ich mich an Emotionen erinnern, wenn sie mich überfordern. *Pause*

Ina Ich kann da nicht arbeiten! Bei seinen Kollegen. Der will mich immer kontrollieren. Darauf habe ich keine Lust mehr. Ich komme sehr wohl allein zurecht, das kann er mal sehen.

Heida Draußen fängt es an zu prasseln. Ich öffne das Fenster/

Ina Ich öffne das Fenster.

Heida Es prasselt so laut auf das Fensterbrett auf die Straße auf die Autodächer, wenn jemand von da unten etwas zu mir herauf rufen würde, ich würde ihn nicht verstehen.

Ina Die Nacht ist so still, dass ich einen Augenblick überlege, einfach da hinauszuschreien und es dann doch bleiben lasse, weil das nicht besser ist, als miteinander zu streiten. Die Stille aushalten.

Heida Ich beuge mich übers Fensterbrett und der Regen prasselt auf meinen Kopf, dass sich sofort über meinen Rücken eine Gänsehaut zieht. Aber es ist vielleicht der letzte Sommerregen in dieser Stadt und außerdem notwendig, den Kopf so unters Wasser zu halten bis mein Haar durchnässt ist, die Tropfen an den Wangen herunterlaufen und hinunterfallen.

Ina Ein junges Paar steigt aus einem Taxi aus.

Heida Auf der gegenüberliegenden Straßenseite springen eine junge Frau und ein junger Mann durch den Regen. Ich weiß nicht, was sie miteinander sprechen. Aber an ihrer Haltung erkenne ich, dass sie vergnügt sind. *Pause*

Ich verstehe, dass Petri wütend ist, weil ich seit zwei Wochen keine Stunden außer seine besuche. Wenn es nach mir ginge, könnte ich die ganzen Nachmittage bei ihm in der Musikstunde sein und Abends mit Marthe tanzen gehen.

Ina Ich habe gedacht, wenn ich in eine andere Stadt ziehe, wird das anders. Aber das stimmt nicht. Wenn etwas schief läuft, dann steht mein Vater sofort vor der Tür.

Heida Seit ich nur noch eine Stunde in der Woche bei ihm bin, vergehen die Tage meistens so langsam bis zur nächsten Stunde, dass ich nach Unterrichtschluss noch an der Hochschule bleibe.

Ina Wahrscheinlich hätte ich noch weiter wegziehen sollen.

Heida Wenn er noch Unterricht hat, kommt er zwischen zwei Stunden manchmal auf den Hof und setzt sich auf die Bank neben den Birken. Dann laufe ich entweder zufällig vorbei oder ich beobachte ihn einfach solange wie er da sitzt, dass reicht manchmal auch, um wieder besser gelaunt zu sein. *Pause*

Ina Der Hall ihrer Schuhe auf dem Asphalt wird immer leiser.

Heida Man braucht etwas zum Festhalten.

Ina Ich drücke den Stoff der Gardine fest in der linken Hand. *Pause*

Ina Nachts passt man sich nicht an die Außenwelt an, wie man es am Tag macht. Nachts fällt alles leichter ab. Man ist verletzlicher, reiner. Nachts hat man oft alle Zeit der Welt. Morgens zieht man mit einem neuen Kleid eine neue Entscheidung an. Und wenn man das nicht tut, dann wenigstens eine Fassung.

Heida Du musst deinen Anzug selbst aussuchen.

Ina Du musst dich zusammen reißen.

Heida Geh deinen Weg als Pianistin. Nicht den von Mama oder den von Petri, hat Marthe gesagt.

19 | UNTERWEGS II

Besuch Inas Vater IV

Inas Vater Läuft man so neuerdings auf der Straße rum?

Ina Ich bin beim Jazz Dance gewesen.

Inas Vater Du hast dir also nichts Vernünftiges überlegt.

Ina Eine Freundin hat mich *ein* Mal mitgenommen. Ist das verboten?

Inas Vater Du hast noch nicht mal Strümpfe an.

Ina Die sind alle noch nass, weil ich sie mit der Hand waschen musste.

Inas Vater Es ist doch keine Ausnahme. Entweder trägst du zu kurze Röcke oder zu schluderige Hosen. *Pause*

Ich möchte, dass du dich anders anziehst. Wie sollst du sonst jemals seriös einem Arbeitgeber gegenüber treten, wenn dir die Kleidung fremd ist.

Ina Wenn dir mein Kleidungsstil nicht zusagt, dann achte lieber darauf, dass du bei meiner Schwester nicht die Gelegenheit verpasst, sie in die richtige Kleidung zu stecken. Bei mir hast du da wohl versagt.

Inas Vater Schau dich doch mal an Ina. Hast du irgendwas selbst auf die Reihe bekommen? In deinem Alter habe ich schon so hart gearbeitet, dass ich mir ein eigenes Auto leisten konnte.

Ina Ich habe mir ein altes Fahrrad gekauft. Damit kann ich hier mehr anfangen als du mit deinen Autos.

Inas Vater Ohne meine Unterstützung bist du doch völlig aufgeschmissen.

Ina Lieber würde ich den ganzen Tag Karotten essen als von dir abhängig zu sein.

20 | WOHNUNG VVI

Ina In der Bibliothek habe ich einen Aushang entdeckt. Eine Mutter sucht jemanden, der ihren Kindern das Klavierspielen beibringt. In Theorie und Praxis. Ich habe daran gedacht, wie ich Klavierspielen gelernt habe, wie mein Klavierlehrer mir erklärt hat, was im Inneren des Klaviers passiert.

Heida Das Silberbesteck, die Betttücher, Marthes bunte Zuckerdose. Alles in den blauen Koffer hinein. Muttis Briefe in die kleine Tasche im Samtbezug. *Für Tüttchen allein.*

Ina Ich habe sie gleich angerufen und für übermorgen einen Termin ausgemacht. Im Winter werde ich mich an der Hochschule für Musik bewerben. Als ich heute dort durch die Gänge gelaufen bin, habe ich beinah vor jeder Tür Halt gemacht, um zu lauschen was gespielt wird. Man hört die Musik bis zu der Bank zwischen den Bäumen im Hof. *Pause*

Meinem Vater habe ich einen Brief geschrieben. Ich möchte ein Jahr lang keinen Kontakt zu ihm. Es geht mir nicht darum ihn zu bestrafen, im Gegenteil. Ich möchte nach diesem Jahr sagen können, dass ich wirklich etwas ganz allein geschafft habe.

Heida Ich werde nach Wiesbaden zurückgehen und mich mit Carl Schuricht treffen. Dirigent des Sinfonieorchesters in Wiesbaden. Er hat mich unterrichtet, er ist für mich immer ein Freund gewesen. In den letzten drei Jahren habe ich ihn kein einziges Mal gesehen. *Pause*

Ich habe Petri immer als den einzig guten Lehrer für mich angesehen. Aber es ist eben auch so, dass man die Vertrautheit aufgibt, weil es sonst irgendwann langweilig wird.

21 | Hochschule für Musik IV

Abschied Petri

Heida Bekommen eigentlich immer alle den Halbton zur Aufnahmeprüfung?

Petri Nein, nur die, denen ich den Ganzton halbwegs zutraue.

Heida Aber du kennst niemanden der Prüflinge vorher.

Petri Immerhin hast du jetzt aber den Blüthnerpreis gewonnen.

Heida Da ist was dran. *Pause*

Petri Herzlichen Glückwunsch zum abgeschlossenen Studium Heida.

Heida Danke.

Petri Du wirst nicht mit Allem auf Anhieb zurechtkommen. Das ist völlig normal. Das wichtige ist, dass du die Möglichkeiten ausprobierst. *Pause*

Petri Hier, die sind für dich.

Heida Ein Flügelfänger. Und Bach Sonaten. Dankeschön! *Pause*

Petri Ich habe es nie geschafft den Bach so zu spielen, dass ich zufrieden bin. Sobald du es schaffst, gib mir Bescheid.

22

Ina *sachlich erklärend* Der Fänger ist ein mit Filz und Leder bestücktes kleines Holzteil. *Pause*

Nachdem der Hammer von der Saite abprallt, muss er abgefangen werden. Dafür ist der Fänger da. Er ist an einem Draht am Ende der Taste befestigt und fängt den Hammer in etwa 15 mm Entfernung von der Saite. Wenn das passiert ist, können die Hebeglieder wieder den Hammer heben, der an die Saite schlägt. Und so geht es Ton um Ton immer wieder von vorn. *Pause*

Die Fänger helfen einem also dabei, dass man weiterspielen kann.

Heida Petris Bach Sonaten und den Flügelfänger ganz nach oben, dann den Deckel zu. *Pause*

Um einen halben Ton. Das linke Klavier war um ei-

nen Halbton höher gestimmt als das rechte. Es war Petris eigens erfundene Prüfungsaufgabe. Manchmal hat er das eine um einen halben Ton höher gestimmt. Manchmal um einen ganzen Ton. Der Halbton ist schwieriger zu spielen. Da muss man schwarze und weiße Tasten mitdenken. Man ist dabei immer verzweifelt. Wenn die Aufgabe vorbei ist, dann kommen auch die anderen und dann geht die Prüfung eigentlich erst los, obwohl man schon fix und fertig war.

OTTO SIEHT ALICE

Marc Oliver Rühle

»Ich kann beides: ich kann enden
Kann: was ich begann vollenden
Vor mir liegt ein freies Leben
Dem ich selbst den Wert gegeben.« Otto Weidt

»Ich kann sie doch nicht einfach sterben lassen«, hatte Inge Deutschkron ihn zitiert. Als letzte, noch wirkliche Zeitzeugin. Wir werden die Interviews fortführen. Mir haben sich neue Fragen aufgedrängt. Keine Liebesgeschichte, denke ich und steige mit vielen Fremden und ihren unsichtbaren Adressen, verschwiegenen Geschichten aus der S-Bahn. Ist Bedingungslosigkeit keine Liebe? Ich stelle mir Otto vor, mit seiner Blindenbinde, in einem der damaligen Zugabteile und wie er diesen einen Satz vor sich herträgt. Die Schiebetüren begegnen und verschließen sich. Der Hackesche Markt ist überlaufen, Pendler, Touristen, Jongleure und Punks mit Hundemischlingen. Ich gehe über Stolpersteine und eine Gedenktafel hinweg, der Eingang zu Hof 1, Rosenthaler 39. Linkerhand sind Schautafeln, Kinoplakate, *Wer wenn nicht wir* heißt einer der Filme, ein Mann hält eine Frau im Arm, Bernward und Gudrun, August und Lena, sie scheinen euphorisch und zuversichtlich. Nach dem Rundbogen des Eingangsbereichs beginnt das System von miteinander verbundenen Innenhöfen. Die Hoffassade ist hier brüchig, man erkennt Flecken von Mauerwerk, neue Fensterrahmen aus weißem Kunststoff. Als sei sonst nie etwas mit dem Gebäudeteil geschehen, als seien keine einzelnen Abschnitte von Bedeutung. Neue Lacke, aber nur bis zu einer bestimmten Streckhöhe: das neue Gesicht die-

ser Architektur. Figuren, Schriftzüge und Zitate sind aufgesprüht, Parolen und *Claims*. Ein Kontrast zum alten, tristgrauen Betonfundamentboden ein bunter Kontrast. Viele Besucher drängen sich durch den schmalen Bereich, bis sich der Hof eröffnet. An einer Hofseite reihen sich unzählige Fahrräder aneinander. Garnituren für einen Ausschank nehmen den meisten Raum ein. Ich höre Stimmen, viele unterschiedliche Sprachen vermischen sich um mich herum. Über einen *i-phone*-Display sehe ich die Häuserwand empor, ein *Livestream* meiner eigenen Wahrnehmung über das Gerät einer Touristin. Durch eine Holztreppe gelange ich in die erste Etage des Seitenflügels. »Das Knarren des Holzes konnte jederzeit Alles bedeuten«, Inge wartet bereits im Eingangsbereich des Museums Blindenwerkstatt Otto Weidt. Sie erkennt mich. »1941 sind etwa 35 Menschen bei Otto Weidt beschäftigt, hauptsächlich blinde, einige gehörlose und wenig sehende Juden. Der Betrieb wird als wehrwichtig eingestuft, da in der Werkstatt Besen und Bürsten auch im Auftrag der Wehrmacht hergestellt werden. Durch Bestechung von Gestapo-Beamten kann Otto Weidt seine Arbeiter eine Zeit lang vor der Deportation schützen.« Inge begrüsst mich, eine agile, rüstige Dame, sie trägt lippenstiftrote Slipper. Neben mir ist sie eine zarte Erscheinung. Doch die Ausstrahlung ihrer Augen übermannt mich. Ich folge ihren kleinen, roten Schritten in Ottos ehemaliges Büro. Die Holzdielen von einst sind abgeschliffen. »Dort hat Otto gesessen, Gustav gegenüber, hier stand Alice oder Werner, da waren die Tischflächen, hier stand die Trennwand«, sagt sie und ruft alle Bilder haargetreu, wie aus einem Album auf. »Beides war für uns undenkbar, dass Otto Alice retten könne, aber auch das sie umkommen würde«, sagt Inge. »Nachdem Otto die Postkarte in seine Hände bekam, nahm er seinen Mantel vom Haken und sagte, ich hole sie da jetzt raus. Ganz still, ganz aufgeräumt, ganz frei heraus, als wenn der ganze Körper barfuß geht. Natürlich sahen wir uns alle gegenseitig unglaubwürdig an, aber im Grunde war genau das die einzige Reaktion, die von ihm zu erwarten war«. »In der Zeit von März 1943

bis Kriegsende sind nur noch wenige Arbeiter bei Otto Weidt, Papi wie sie ihn nennen, beschäftigt. Drei nichtjüdische Arbeiter und sonst Juden, die mit Nichtjuden verheiratet sind. Einige versteckt Lebende wie Alice Licht , Erich Frey, Chaim und Max Horn, oder ich. Die Werkstatt blieb zwar aufgrund einer Warnung am 27. Februar 1943, dem Tag der sogenannten ›Fabrik-Aktion‹, geschlossen, doch wurden fast alle Arbeiter Weidts in ihren Wohnungen oder auf der Straße festgenommen«, erklärt Inge. Die Pflastersteine der Straßengablung Rosenthaler, Oranienburgerstraße und Spandauer Brücke, unmittelbar vor den Hackeschen Höfen, spiegeln das Sonnenlicht. Ein reges Berliner Strömungsdreieck unter freiem Himmel in urbanem, geräumigen Gebiet: Die Enge in den Zimmern und Kammern, in den Verstecken und Gefängnissen. Nur scheinbar, nur flüchtig, nur vorrübergehend. Im Büro der Blindenwerkstatt beginnt ein weiterer Tag. »Einer dieser Tage, dessen zwangsläufiges Ende sich keiner vorzustellen vermochte«, sagt Inge. Otto fragt Gustav, »was machen wir jetzt mit ihm? Welchen unserer Tricks können wir noch anwenden? Wir brauchen ein weiteres, gutes Versteck. Welche Möglichkeiten haben wir?« Gustav starrt ihn erwartungsvoll an, als kämen Antworten ausschließlich von Otto selbst. »Warten wir auf Alice, sie wird wissen was zu tun ist«, sagt Otto, erzählt Inge. Der Gedanke an Alice, seine Sekretärin, beruhigt ihn. Die Verbotene, ganz offiziell; Otto flunkert, Alice strahlt, »dann verschwand das Blei aus seinen Gedanken«, sagt Inge. Otto schmaucht seine Zigarette, seine starke Stimme flackert. Ottos müde Augen blitzen auf. Sie greifen nach Lichtpunkten. Otto kneift die Augenlider zueinander. Ein dünner Spalt. Nur ein angeborener Reflex. Eine alte Angewohnheit. Der Raum bleibt unscharf. Wie ein Traummotiv, wie die Vorstellung vom Schlimmsten und von dessen Gegenteil. Hinter den Vorhängen dröhnen die Maschinen Berlins gegen die Fensterscheibe. Das Grollen der Motoren durchdringt selbst das neue Glas. Inge und ich schauen aus dem Fenster in den Hof und pausieren in unseren Gedanken. Wir hören zu, wie sich die Stadt selbst beschimpft.

Vor meinen Augen krallen sich Adler in das Blech der Tramdächer. Die Straßenbahn fährt die Rosenthaler hinunter. Die Oberleitungen surren, Möbelwagen schnaufen, ein Fahrer schlägt die Tür zu. Ich vernehme Männerstimmen, derbe Schritte, eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei, drei, vier, sechs Paar Stiefel.

Ottos Zigarette entweicht eine graublaue Rauchschnur zum Himmel in der Blindenwerkstatt. In der Weite von zwei Metern versiegt Ottos Blick, jedes Hindernis hebt sich auf. Ottos Zigarette, eine Gerade vom Schreibtisch zur Zimmerdecke. Dort löst sie sich auf und vertut sich. Ich stelle mir vor, von dort oben den Raum durch eine Trennwand zweigeteilt zu sehen. Auf dem weißlackierten Gestell sind Rosen abgebildet. Ausgestanzt aus der Fläche. Die einzelnen Rosenblätter sind Löcher im Metall.
Dahinter trennt sich Otto kaum von den anderen ab, aber es ist sein Bereich. »Und dazu gehörte auch Alice«, sagt Inge. Von hier gehen die Kommandos gezielt und überlegt durch die Räumlichkeiten der Werkstatt nach draußen. Otto sitzt an seinem Schreibtisch, um seinen Kopf, sein Gesicht, seinen Blick aufrechtzuhalten, mit den Ellenbogen abstützend. Otto denkt, sucht nach neuen Lügen und Schauspielen, um die Herren weiterhin zu täuschen, um ihnen zu gefallen.

»Einen Shawl für ihre gnädige Frau, Herr Oberdingensvonundzu?« Ich höre wie sie sich räuspern und husten, es glitzert über ihren Tränensäcken. »Oder hier, sehen sie doch, den Glanz dieser Kette, Perle für Perle, nehmen sie doch dieses teure Duftwässerchen für ihre Liebe.«

Otto trägt auf den Fotos einen schwarzen, schlichten Anzug mit einem Seidentuch in der Brusttasche über dem Herzen, eine fest gebundene Krawatte, ein blütenweisses Hemd. Seine Stirn glänzt vom Licht der blechernen Hängelampe, Ottos Haar ist streng nach hinten gekämmt und liegt eng auf der Kopfhaut an, die Ohren stehen dadurch noch auffälliger frei, seine Nase rundet sein Gesicht ab, spitzbübisch, markant. Ottos Wangen wirken stark gealtert in den

letzten Jahren, sein Gegenüber, Gustav, trägt ob der Kühle in den Räumen, den eisigen Ziegeln, einen Mantel und sitzt mit seinem gekrümmten Rücken zum Geschehen in den Werkstatträumen. Ottos und Gustavs schwarze Telefone berühren sich, sie starren die Wählscheiben an. Wenn die Apparate klingeln, hört man das bis zu den Werkbänken und die Arbeitenden durchfährt ein kleiner Schauer, immer und immer wieder. Rosa Katz beispielsweise wimmert daraufhin solange, bis Alice aus Ottos Büro ruft oder herbei eilt, um sie zu trösten. »Nur eine Bestellung der Wehrmacht Rosa, nichts weiter, und das ist doch gut, solange die Bestellungen reinkommen, kann uns nichts passieren, glaub mir«, sprach Alice, so wie Inge sie beschreibt. Neben den Telefonen auf dem Motiv stehen auf Ottos Seite eine weiße Begonie in einem weißen Übertopf, verteilt auf den Tischen zwei Aschebecher, Fotografien in zwei Aufstellern, Bündel mit Schriftverkehr und Listen mit Bestellungen und Rechnungen.

Ich ziehe mit den Fingerkuppen an den Rändern der Papiere, die unterschiedliche Beschaffenheit der Formulare, ich streife sie glatt wie ein Stück feinen Ostseestrand, ich fahre mit meiner rechten Hand über die Tischholzfläche, bis ich unauffällig den Füllfederhalter finden und greifen kann. Ich schreibe meinen Namen auf das Dokument und tauche ein, bis ich vollständig in der Tinte verschwunden bin.

Die Asche der Zigarette tropft in die Untertasse ab. Das Tageslicht wird vom ersten Hackeschen Hof zwar abgeschwächt, doch erleuchtet es die staubige Luft der Werkstatt hellwarm. Inge beschreibt ein Bild aus ihren Erinnerungen. Otto hält die Tasse mit seinen langen, abgespreizten Fingern, elegant und eilig, stellt sie ruppig ab, als er den Kaffee runterschluckt, tritt sein Kehlkopf hervor. »Ich habe dir bereits mitgeteilt, dass ich jederzeit sterben kann, dass ich dazu bereit bin, doch nicht nach dir und ohne dich in Sicherheit zu wissen«, sagt Otto. »In diesen Worten muss man sich Otto vorstellen«, sagt Inge. Draußen verdunkelt sich der Himmel, Nieselregen beginnt und wird dichter.

Meine Mitmenschen schwimmen mir davon. Die Umrisse ihrer Körper sind meine neuen Freuden, jede Kontur verliert ihre genaue Zeichnung vor mir aus den Augen. Allein ihre Herzen fühle ich wie Glühbirnendrähte aufflackern.

Inge hört Otto, hört Alice nach ihm rufen, »Papi komm!« Sie kniet im Werkraum vor den Bänken. Es hallt, als sei niemand anderes da. Er nimmt Aufregung in ihrer Stimme wahr. Das Flattern, wenn die Laute auseinanderfliegen. »Unser Chaim hat einen Fehler begangen, er hat jemand Fremdem von uns erzählt, der zwar Jude, aber wohl ein Spitzel ist«, sagt Alice. Chaim Horn hat beide Hände vor seinen geschlossenen, undurchlichtigen Augen, als könne er damit noch weniger begreifen, was er getan hat und wirkt auf seinem Hocker wie ein Zusammengefallener. Alle stehen um ihn versammelt, einige reden aufgeregt, die meisten sind verstummt, Chaim säuselt unverständlich dahin, Rosa weint, Alice überlegt. Otto hört Alice von überall. »Wir können die Hoffnung nicht einfach aufgeben, als hätten wir noch eine übrig«, sagt Otto. »Sie müssen sich die Voraussetzungen vorstellen«, sagt Inge. »Otto erkennt nur noch die Konturen von Alice. Ihren Kopf, der immer leicht zur Seite geneigt scheint. Während einer liebevollen Äußerung oder um eine besorgte Haltung zu verstärken.«

Ich fühle ihr schwarzes Haar, es ist eng, fast hart zusammengebunden, wie ein Bündel Zweige, im Dutt steckt Haarschmuck, ein Kamm aus Holz, einzeln ist ihr Haar das Gegenteil zu unseren Produkten, unseren handlichen, groben Bürsten.

»Alice hatte zum Trotz dieser Zeit immerzu einen lächelnden Mund«, sagt Inge. Eine Zuversicht in ihrer Stimme, Euphorie aus Höhen. »Das war für Otto die Bestätigung weiter zu machen. Immer weiter zu machen. Allein Alice zuliebe. Ihre übermütige Art, die kecken, kleinen Bemerkungen sind Ottos Motor. Oft streift er absichtlich ihre gepolsterten Schultern, an denen ihr hübscher Körper beginnt, und imitiert eine unsichere Bewegung, die ihn angeblich aus dem Gleichgewicht bringt, als seien seine Augen schuld an der Berührung mit Alice«.

Nur wenn ich sie berühre, kann ich sie erkennen. Zuallererst die gespannte Bluse, dann an den Seiten der schwere Stoff unserer Schürzen, der raue Übergang zu einem anderen Schnitt, ein spürbarer Unterschied, dort wo das Becken endet, der Po, zum kneifen, apfelrund.

»Ich bin nie dabei gewesen, aber man sah es«, sagt Inge und ich stelle es mir so vor: Otto denkt sich zu Alice. Zu ihren Händen, zu ihren Fingern, zu deren Bewegungen. Zu ihrem Leben jetzt, zu den kommenden Tagen, vielleicht für danach. »Es ist mein Sinn, dich zu retten, nicht dich bei mir zu wissen«, flüstert Otto. Alice lacht. Otto sieht. Die Schleife, die ihre Arbeitsschürze zubindet, kann er trotz fünf Prozent Sehkraft geschickt lösen, um Alice zu ärgern, aber auch um darauf hinzuweisen, dass die Gefahr vorüber ist und Alice ihr Kostüm wieder ablegen kann, um Otto im Büro mit wichtigen Schriftsachen zu helfen. »Um in seiner Nähe zu sein, um alles das zu erkennen, was er nicht sah. Gerade bei den Wehrmachtsaufträgen brauchte Otto die Beflissenheit von Alice, Briefverkehr und Formulare ordentlich abzuheften und nach Wichtigkeit zu sortieren«, sagt Inge. Otto verlässt sich für Alice. Gibt sich ihrem Gewissen hin. Anfang Oktober 1943 erfährt die Gestapo durch den Spitzel Rolf Isaaksohn, dass Otto in seiner Werkstatt Juden versteckt hält. Bei einer Razzia in den Werkstatträumen werden Alice und die anderen Geheimgehaltenen von der Gestapo festgenommen. »Alles, was Otto noch erreichen konnte, sagt Inge mit gefasster Stimme, war zu bewirken, dass sie in das Ghetto Theresienstadt, statt in ein Lager kamen. Das Alice nach sechs Monaten ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau weiterdeportiert wurde, konnten wir nur erfahren, weil jemand ihre Postkarte fand und sie auf den Postweg brachte. Alice muss sie aus dem fahrenden Waggon geworfen haben. Wer der Finder war, wurde nie herausgefunden, aber er hat Alice das Leben gerettet.«

Alice ist fort, ich sitze allein an meinem Schreibtisch und schließe die Augen. Die Schreibfläche ist speckig, an manchen Stellen

klebrig, man bleibt haften und ärgert sich, aber die abgerundeten Tischkanten möchte man mit der Handfläche entlangfahren, der eingelassene Metallrand führt einen zur anderen Seite.

Ich starre auf meine Aufzeichnungen, meine Fragen, Inges Antworten. Konzentriert sortiert Alice die Papiere und läuft emsig über die Holzdielen der Werkstatt. Sie knarren, sie geben nach, sie schwingen, sie schweigen. Hier und da sind doppelte Böden, vermutet, sagt Alice, fragen manchmal die Blinden. Sie wissen nicht wo sie sind, aber sie fühlen sich sicher unter den vertrauten Stimmen. Alice lacht. Otto sieht. Wenn Otto die Augen zukneift, kann er das Lachen, die Freude, die Loslösung von der Grundangst, die Alice in ihrem Gesicht trägt, erkennen. Da bin ich mir fast sicher, nach all dem was ich weiß.

Ihre Wangen halte ich wie ein Gebet, meine Hände decken ihr Gesicht zu, Alice strahlt, ich richte meinen Kopf so, dass ich ihr Haar rieche, Mandeln und Milch und Holzlack, sie wendet sich zu mir. Ich bemerke, wie ihre Mundwinkel lachen müssen.

Inge lässt mich für einen Augenblick allein. Mit den Bildern. Mit meiner Phantasie. Otto liebt es, Alice zu hören und zu riechen. Otto sieht, Otto erblindet mit jedem weiteren Unterfangen. Alice ist hörbar, ist spürbar. Das macht ihm Mut. Für jeden neuen Tag, der versteckt, geheim und gefälscht vergeht.

Ich lasse mir von Alice unser geräumigstes Geheimnis beschreiben. Chaim Horn liegt auf dem Boden des letzten Raumes unserer Werkstatt. Ohne Fenster. Die Eingangstür ist durch einen Kleiderschrank verdeckt. Er hat helle Masserungen im Holz. Chaim hält die Hand seiner Frau Machla, sie starren an dieselbe Stelle. Weberknechte wandern über die Deckenränder, von Zimmerecke zu Zimmerecke. Die beiden Kinder Max und Ruth liegen ihren Eltern gegenüber. Fuß an Fuß. Die großen an den kleinen Ballen. Die Kinder träumen. Sie verstehen nicht, dass es sie nicht gibt.

Otto bittet Alice, zu sich an den Schreibtisch zu kommen und sagt, »ich habe etwas gesehen, das bereitet mir große Sorgen, du weißt,

ich habe keinen Schimmer woher die Bilder kommen, ich kann nicht unterscheiden, ob ich träume oder ob mein sechster Sinn mir einen Hinweis gibt. Aber wir müssen besser aufpassen, wir müssen bestechen, wir müssen uns festhalten«. »Wir mussten vor allem schweigen«, sagt Inge.

Poststempel Pudlau über Oderberg (Oberschlesien)

Finder wird gebeten Karte in den Briefkasten zu stecken. Vielen Dank!
Strafporto zahlt Empfänger
An die Belegschaft der Blindenwerkstatt Weidt, Berlin
C2, Rosenthalerstraße 39
18. Mai 1944
Beste Kollegen! Seit 24 Stunden auf Fahrt ins neue Arbeitslager Birkenau, Post Neu Berun. Stoppt sofort alle Pakete und sendet Nachrichten wie bisher an obige Adresse. Hoffen, dass Arbeit bald beendet, und freuen uns schon auf gesundes Wiedersehen mit Euch. Sind bester Stimmung und alle gesund. Eure Nachrichten erreichen uns auch dort alle. Seid völlig unbesorgt und verlasst Euch auf uns.
Tausend Grüsse Alice, Georg, Katel, Erich, Else

Der Abend ist bereits erkennbar. Ich verabschiede mich von Inge Deutschkron, die erschöpft wirkt von meinen Fragen und ihren Erinnerungen und verlasse versunken in die Vorstellung der Vergangenheit die Werkstatt. Ohne die Menschen unter den Namen zu kennen, will man ihr Leben so nicht akzeptieren. Ich bemerke an mir, wie sehr ich ihnen eine andere Geschichte wünsche, als diese, die sich zwangsläufig erzählt. Chaim, die gute Seele des Museums, hat mir das kleine Buch zur Ausstellung geschenkt. Mit vielen Schwarzweißaufnahmen, Dokumenten und den wichtigsten Postkarten an Otto Weidt aus Ghetto und Lager, auch einige Gedichte sind aufgeführt. Ich blättere durch das, was das Museum Blindenwerkstatt bedeutet, hindurch. Überfliege nur das Bildmaterial im

Gehen. Die Erzählungen Inges, ihre klaren Beschreibungen, überstülpen alles was ich sehe mit ihrer Stimme. Auf dem Weg zur S-Bahn-Station *Hackescher Markt* entscheide ich mich dafür, stehen zu bleiben. Ich begreife, dass ich jetzt durchatmen muss, zu nichts weiter in der Lage. Vor der breiten Glasfront eines Geschäfts ist ein durchgängiges Geländer zum Straßenrand hin. Ich platziere mich auf die Stangen und sehe auf den Eingang zu Hof 1 herüber. Ich öffne Chaims Geschenk und lese die Erklärungen, die Bildunterschriften, lese die vielen Biografien und Sterbeorte, lese die Gedichte und denke daran, wie Inge Deutschkron Otto und Alice gesehen hat.

Und Dir, mein Freund, dem all mein Herz gehört /
hab' ich die Ruh, die Du so brauchst /
gar bitterlich zerstört. Ich weiss, dass Du mir alles schenkst /
ich weiss, dass nur an mich Du denkst /
und statt des Danks weich ich zurück /
vor dem, von dem ich glaubt, es wär' das grosse /
Glück. Alice Licht, April 1945

Ich schließe das kleine Buch. Langsam falte ich die Umschlagseiten aufeinander. Wie viel Zeit vergangen ist, kann ich nicht sagen. Die Straßenlaternen brennen bereits. Der Platz ist kaltgelb ausgeleuchtet, die Straßenbahn schiebt ihre Waggons vorüber. Ein milder Windzug weht in unregelmäßigen Abständen.

GROßMEISTER WILLNER

Stefan Vidović

Ich überlege, ob Whiskey zu auffällig ist und gebe mich ruhig und natürlich, nicht zu sehr, sonst wirkt es künstlich. Während ich nach Fluchtmöglich-keiten suche, betritt Joe die Bühne. Er steht vor den weinroten Vorhängen. Vier Leuchtstrahler werfen ihre Lichtkegel von unten an die Decke und streifen den Stoff. Joe hat sich den Spitzbart angeklebt, den Schnurrbart nach oben gezwirbelt und sogar die Augenbrauen hochgekämmt. Mit dem schwarzen Anzug und dem Monokel sieht er aus wie Luzifer. Vor ihm auf dem Boden steht eine sperrige Holzkiste. Der Zauberkasten ist sein Heiligtum. Er wollte ihn nicht mal auf der Flucht nach Haifa zurücklassen. Vorne, neben der Bühne ist eine Tür. Sie soll von den Zuschauern nicht wahrge-nommen werden. Die Hinterbühne hat aber keinen Ausgang. Ich drehe den Kopf über meine Schulter und schiele zu der zweigliedrigen Holztür hinter mir. Neben dem Eingang sitzt ein Mann mit gesenktem Kopf und ausge-streckten Beinen. Auch wenn er schläft und man ihn leicht überwinden kann, steht man danach mitten in der Empfangshalle. Die Türen an den Seitengängen führen nur zu den Toiletten. Gibt es keinen direkten Weg nach draußen?, denke ich, dann wird es laut. Mein Whiskey kommt auf den Tisch und das Publikum johlt. Ich erschrecke, doch dann wird mir klar, dass Joes Zaubertrick auf dem Höhepunkt ist. Er hält das Herz-Ass in die Luft. Um den diabolischen Eindruck zu stärken, senkt er den Kopf und grinst mit auf-sehendem Blick ins Publikum. Ich sehe nur noch das Weiße in seinen Augen. Er sollte nicht alles beim Aufwärmen verheizen, denke ich, aber eigentlich ist das egal, solange

wir lebend aus der Nummer rauskommen. Mir wird bewusst, dass ich mit einem Bein wippe. Das muss aufhören, aber nicht abrupt. Ich verschränke die Finger auf meinem Schoß, während mein Fuß langsam zur Ruhe kommt. Ich will meine Beine nebeneinanderstellen, um nicht wieder in Versuchung zu kommen. Dabei stößt mein Fuß gegen den Tisch, die Gläser zittern, stoßen aneinander und klirren, doch sie bleiben stehen. Keine Scherben. Mir steigt das Blut in den Kopf. Nervös schaue ich in die Runde. Kaum jemand erwidert meinen Blick. Ich schaue mich um, rüber zu den anderen Tischen. Vier nebeneinander zwischen den Rundbögen mit einem Gang zur Bühne in der Mitte. Ein Mann dreht sich um, schaut auf meinen Tisch, auf die Gläser und runzelt die Stirn. Dann wendet er sich zur Bühne. Adrienne lächelt mir eindringlich zu und legt ihre Hand auf meine, als wolle sie sagen, ich solle mich zusammenreißen. Sie drückt so fest zu, wie sie nur kann, lässt nicht ab, auch nicht als sie wieder nach vorne schaut. Ich kann es nicht ausstehen, wenn sie sich so benimmt. Früher hat mich das fasziniert. Ihre Souveränität, ihre Zielstrebigkeit. Ich habe mich täuschen lassen, habe die Unsicherheit übersehen. Beinah wäre ich schwach geworden, als sie auf dem Schiff vor mir stand, mir tief in die Augen blickte. Sie nahm meine Hand und versuchte sich zu bedanken. Dafür, dass ich Joe zur Vernunft gebracht hatte, dafür dass ich unsere Emigration vorbereitet hatte. Ihre Stimme war zittrig. Wir standen alleine auf dem Deck. Der Wind blies durch ihre schwarzen Locken. Ich trat einen Schritt auf sie zu. Es war kalt auf dem Sonnendeck. Die Liegestühle waren weggeräumt. Nur die fest angebrachten geschwungenen Sitzbänke führten die aufgewirbelte Spur von der Schiffsschraube im Wasser über die Mitte des Decks fort. Adrienne fror. Sie trug nur ein violettes Seidenkleid. Ich wollte sie in die Arme nehmen. Sie hielt sich an der Reling fest. An den rauen Stellen zwischen ihren Fingern konnte ich erkennen, dass Rost mit weißem Lack übermalt worden war. Ich liebte ihr Gesicht, die spitze Nase. »Hast du mich deswegen raus gebeten?«, fragte ich. Sie antwortete nicht, drehte ihren Kopf zu

Seite, nahm meine Hand und legte sie auf ihren Brustkorb. »Spürst du das?«, fragte sie. Ich wollte sie am Ohr küssen. Sie schloss die Augen: »Ich habe Angst.« Als meine Lippen kurz davor waren sie zu berühren, wich sie aus. Ich schaute ins Meer, auf die Linie, wo Himmel und Wasser zusammenliefen. Die Sonne ging irgendwo hinter den Wolken unter. Es war mehr grau als blau. Ich dachte an Joe und schämte mich. Ich löste meine Hand und ging zurück in unsere Kajüte. Es begann zu regnen. Adrienne auf Deck.

Ich kann nicht anders, ich muss mich ständig umsehen. Jeder könnte ein Beobachter sein. Selbst die Damen, die zurückhaltend an der Seite ihrer Männer sitzen. Mit ihren Wespentaillen und den Petticoats, mit dem Perlen-schmuck an den Ohren und um den Hals. Sie sind viel zu edel gekleidet für einen Kabarettbesuch. Ihr Blick schweift durch den Saal. Sie tarnen sich mit Langeweile. Wenn sich unsere Blicke treffen, legen sie ihre Hände auf die ihrer Begleiter oder geben ihnen einen Kuss. Als wäre nichts gewesen ver-folgen sie das Programm und klatschen willkürlich, sie können die Nummern gar nicht verstehen. Die Männer sind subtiler. Bei vielen merke ich überhaupt nichts, andere fangen mich im Augenwinkel ein oder riskieren beim Trinken oder beim Ausdrücken ihrer Zigaretten einen Blick. Die Situ-ation ist unüberschaubar. Ich bin mir sicher, zurückzukommen war eine schlechte Idee.

»Wer von Ihnen vertraut mir?«, fragt Joe das Publikum. »Wer glaubt an meine mentalen Fähigkeiten?« Ich mag das Gerede nicht, ich habe immer Tricks bevorzugt, die für sich selber sprechen. Wahrscheinlich steht deswe-gen Joe auf der Bühne, nicht ich. In den ersten Reihen melden sich einige Leute. Zwei Tische vor mir stößt ein älterer Mann seinen seitengescheitelten Nachbarn mit dem Ellenbogen an. Der Nachbar tippt sich an die Stirn und sagt, dass er sich doch nicht zum Affen mache. Joe reicht einem der Zu-schauer, die sich gemeldet haben ein Säckchen mit Schlüsseln. Er soll sich einen herausnehmen und es an die anderen weiterreichen. In der Hand hält Joe ein Vorhängeschloss, an dessen Bügel ein goldener

Ring hängt. »Es handelt sich um ein magisches Schloss. Nur derjenige, der wirklich Vertrauen hat, kann es öffnen und erhält den Ring«, erklärt er. Die Vorstellung, dass er die Schlösser verwechselt haben könnte, macht mich schwitzen. Die Leute mit den Schlüsseln kommen nach vorne und versuchen ihr Glück, aber keiner kann das Schloss öffnen. Joe wirft ihnen vor, dass sie nicht fest genug an ihn glauben. Das Publikum wird unruhig. Er soll es nicht zu weit treiben. Das Getuschel wird immer lauter. Ich will Adrienne am Arm packen und verschwinden. Meine Hände umklammern die Stuhllehnen. »Sie können nichts dafür«, sagt Joe und lächelt. »Ich habe den einzigen passenden Schlüssel hier in meiner Tasche.« Er greift mit beiden Händen jeweils in eine Sakkotasche. Dabei holt er mit der rechten einen Schlüssel heraus, das Schloss in der linken tauscht er mit dem in seiner Tasche aus. Ich beruhige mich nur wenig, darf aber kein Aufsehen erregen. Joe bittet die Bedienung, eine junge Frau mit kurzen Haaren, auf die Bühne. Sie trägt eine Fliege und über ihrer Bluse eine Weste. Er sagt, er spüre, dass sie die einzige wahrhaftige Person im Saal sei, wirft den Schlüssel aus seiner Tasche zurück in das Säckchen zu den anderen und grinst diesem furchtbaren Gesichtsausdruck. Er schüttelt das Säckchen um die Schlüssel zu vermischen. Die Bedienung steigt die Stufen zur Bühne hoch. Er hält ihr das Säckchen hin. Die Frau zieht einen der Schlüssel. Ich schließe die Augen, obwohl ich weiß, dass es funktionieren wird. Sie öffnet es, das Publikum brüllt, Joe verneigt sich und die Frau bekommt den Ring geschenkt.

An einem der letzten Tage auf dem Schiff lud Adrienne eine Freundin zum Abendessen an unseren Tisch ein. Ein hübsches Mädchen, das sich vor Auf-regung ständig die blonden Haare aus dem Gesicht wischte. Adrienne hatte sie an Bord kennengelernt und wollte uns bekannt machen. Wohl aus schlechtem Gewissen. Joe sprach von seinen Auftritten in Berlin, die ihm eine Weltkarriere eröffnet hätten. Adrienne hing gespannt an seinen Lippen und ihre Freundin und ich blickten uns verlegen an. Das Gespräch stockte. Ich saß

am Fenster. Das Meer war unruhig. Regen lief in Schlieren über das Bullauge. Hannahs Kleid war etwas zu groß, sie wirkte ungeübt auf hohen Absätzen. Sie wollte fein aussehen an diesem Abend, wahrscheinlich hatte sie sich bei ihrer Mutter bedient. Ich stopfte mich voll, obwohl mein Magen vom Wanken des Schiffs ziemlich gereizt war. Joe spendierte eine Flasche Wein nach der anderen. Erst rührte Hannah ihr Glas nicht an. Ich prostete ihr zu. Sie trank. Mir war unwohl bei dem Gedanken, dass ich zu aufdringlich war und sie vielleicht einfach keinen Wein trinken wollte. Adrienne hing um Joes Hals. Sie küsste ihn bei jeder Gelegenheit. Joe schien davon selbst ein wenig überrascht. Ich fragte mich, wie lange ich die Turtelei noch aushalten müsste. Vor allem die Enge in unserer gemeinsamen Koje, in der die Betten nur mit einem Vorhang getrennt waren, erdrückte mich. Auch der Gedanke an unsere Ankunft in Haifa half mir an diesem Abend nicht. Ich rutschte auf dem Holzstuhl hin und her. Immer wieder musste ich aufstoßen. Hannah starrte auf die Tischdecke. Joe versuchte das Vermögen unserer Familie auszustellen und mich als gutes Heiratsmaterial zu verkaufen. Als ihm nichts mehr einfiel, bestellte er eine neue Flasche und bat Adrienne ein bisschen von Jugoslawien zu erzählen. Unter dem Tisch berührte mein Fuß Adriennes. Sie runzelte die Stirn, unterbrach und sah mich an. Dann erzählte sie weiter: »Es ist nicht meine Heimat, nur mein Geburtsort. Wofür soll man sowas benennen? Ich finde es überhaupt überflüssig, Landschaften Namen zu geben.«

Ein Schmerz zieht durch meinen Körper. Seit einer Weile kaue ich auf mei-nem Fingernagel herum. Er ist eingerissen. Ich lutsche das Blut von der Wunde und ärgere mich, dass ich nicht stillhalten kann. Auf der Bühne soll eine Frau zersägt werden. Joe bereitet seine Kiste für den Trick vor. Plötz-lich ist es dunkel. Scheinwerferlicht schwebt durch den Zuschauerraum. Ich kann nichts erkennen. Meine Augen sind weit geöffnet. Ich lege meine Hand auf den Brustkorb. Das Licht bleibt bei mir stehen und blendet, ich zucke. Es geht los. Ich versuche mich auf meine Atmung zu konzentrieren. Ich richte

mich auf, bin bereit zu rennen und warte auf ein Zeichen von Joe. Er steht am Bühnenrand und streckt seine Hand nach mir aus. Das Publikum starrt mich an. Mein Herz schlägt so schnell, dass ich am Trommelfell ein dumpfes Pochen spüre. Adrienne steht auf und geht Richtung Bühne. Das Licht folgt ihr und ich sacke zusammen. Ich will nach meinem Glas greifen, aber meine Hände zittern so stark, dass ich zurückziehe. Adrienne legt sich in die Kiste. Nur ihre Füße und der Kopf schauen heraus. Joe schließt die Klappe. Am Nebentisch sitzt ein Mann in einem grünen Jackett und raucht. An seiner Brusttasche trägt er ein Eisernes Kreuz. Ich spüre, wie er versucht, mich im Augenwinkel einzufangen. Als er seine Kippe ausdrückt, sehe ich ihm direkt in die Augen. »Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«, fragt mich die Bedienung mit der Fliege und streift mit der Hand über ihre Schürze. Sie hat sich Joes Ring angesteckt. Ich nicke und nehme demonstrativ einen Schluck von meinem Whiskey. Die Eiswürfel haben das Getränk ziemlich verwässert. Sie geht und ich merke, dass ich bald auf die Toilette muss. Joe setzt die Säge an. Einige Zuschauer, vor allem die Frauen, drehen sich weg oder halten sich die Hände vor das Gesicht. Der Mann mit dem Eisernen Kreuz lacht und klopft auf den Tisch. Er zündet sich eine Zigarette an und hält mir die Schachtel hin. Ich schüttele den Kopf und deute auf die Bühne. Joe legt die Säge weg. Er reibt sich die Hände, neigt den Kopf und grinst. Der Mann im grünen Jackett pfeift durch seine Finger. Joe schiebt die beiden Kastenteile auseinander. Adriennes Füße und ihr Kopf sind jetzt getrennt. Joe geht dazwischen durch und verbeugt sich. Das Publikum klatscht und jubelt, manche stehen sogar auf. Ich halte es nicht mehr aus und nutze den Trubel um auf die Toilette zu gehen. Ich winde mich durch die Jubelmasse bis in den olivgrau gekachelten Raum. Ich schließe die Tür und schaue mich um. Es gibt keine Fenster. Ich gehe an den Pissoirs vorbei und sperre mich in einer Kabine ein.

In Haifa kümmerte ich mich um Joes Auftritte, organisierte seine Veran-staltungen. Joe konnte sich nicht an das neue Leben ge-

wöhnen. Er absol-vierte seine Pflichten sorgfältig, aber ohne Elan. Adrienne und er hatten geheiratet, doch er wollte sich nicht niederlassen. Wir wohnten zu dritt in einer kleinen Wohnung. Er ließ mich nicht ausziehen. Für ihn wäre das der erste Schritt zur Einsicht gewesen, dass es kein Zurück gäbe. Ich kam gut zurecht, solange es genug Arbeit gab. Während ich mit der Organisation und Planung beschäftigt war, verfolgte Joe pausenlos die Kriegsberichterstattung. Er verließ sein Zimmer kaum noch. Manchmal schlief er zum Rauschen aus den Lautsprechern irgendwann ein. Dann kam Adrienne oft zu mir und wollte sich unterhalten. Meistens hatte ich keine Zeit, ich wollte die ruhigen Stunden nutzen, um mir neue Tricks einfallen zu lassen. Ich sagte immer, dass alles gut werden würde, sobald Joe heimkehren könnte. Eigentlich glaubte ich nicht daran.
Als Hannah an einem Nachmittag vor der Tür stand, war ich mit einem Auftritt vor den Britischen Soldaten beschäftigt. Es war wichtig, dass er ein Erfolg werden würde. Man hatte uns ein dauerhaftes Engagement in Aus-sicht gestellt. Als ich öffnete, sah sie mich mit dem gleichen verlegenen Blick an wie auf dem Schiff. Ihre Haare waren kürzer. Sie reichten ihr nur noch bis zu den Schultern. Mir gefiel ihr rotes Kostüm, der Hut. Sie hatte gelernt auf hohen Schuhen zu gehen. Ich bat sie herein und bot ihr Kaffee an. Aus dem Schlafzimmer rauschte das Radio, die Zeitung knitterte und Joe schimpfte auf die Alliierten. Hannah sah verunsichert aus. Sie nahm an meinem Schreibtisch Platz und ich präsentierte ihr meine neuesten Ideen. Irgendwann stürmte Adrienne aus dem Schlafzimmer und verließ die Wohnung, knallte die Tür. Im Radio liefen die Nachrichten, von denen ich jede Meldung an diesem Tag schon dreimal gehört hatte.

Ich sitze in der Falle. Jemand drückt die Klinke zu meiner Kabine. Es gibt keinen Ausweg. Ich muss mich ergeben. Im Saal ist es wieder ruhig. Ich stelle mir vor, wie alle darauf warten, dass ich fertig gemacht werde. Nebenan schließt sich die Tür. Ich öffne und gehe vorsichtig ans Waschbecken. Im Spiegel sehe ich mein blasses Gesicht. Meine Haut ist grau. Ich tupfe mir Schweißperlen von der Stirn und

seife mir die Hände ein. In der anderen Kabine läuft die Spülung. Ich senke den Kopf und wasche mich schnell ab. »Sie haben das Beste verpasst«, sagt ein Mann. Ich beobachte im Spiegel, wie sich die Tür der Kabine öffnet. Der Mann kommt heraus und streift die Hände an seinem grünen Jackett ab. Er trägt das Eisernen Kreuz knapp über dem Herzen. Ich greife nach dem Handtuch, dann verliere ich die Kontrolle über meinen Körper. »Tut gut, so ein Abend nach der schwierigen Zeit. Ich glaube, es geht aufwärts«, sagt der Mann und kommt immer näher. Mir wird schwarz vor den Augen, als würde ich auf der Linie am Horizont ver-schwinden. »Geht es Ihnen gut?«

Karl W. Flender, geboren 1986 in Bielefeld.
Medizinstudium in Freiburg, seit 2009 am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Uni Hildesheim. Dritter Preis beim fm4-Wortlaut 2011 Literaturwettbewerb. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Alina Herbing, geboren 1984 in Lübeck,
studierte Geschichte und Germanistik in Greifswald und Berlin. Seit 2009 studiert sie Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Uni Hildesheim. Sie ist Mitherausgeberin der Landpartie 2011 und der Literaturzeitschrift BELLA triste.

Tabea Hertzog, 1986 in Berlin geboren.
Studierte Kunstgeschichte und Germanistik in Berlin, seit 2009 am Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft an der Uni Hildesheim. Sie ist Mitherausgeberin der Landpartie 2011. Sie veröffentlicht neben literarischen Texten auch Fotografien, unter anderem auf dem Cover von]trash[pool, einer Zeitschrift für Literatur und Kunst (in Ausgabe Nr. 2, Herbst 2011). Derzeit nimmt sie am Autorenprojekt stück/für/stück am Schauspielhaus Wien teil.

Antonia Kalitschke, geboren 1984 in Düsseldorf,
aufgewachsen im Sauerland und im Ruhrgebiet. Seit 2008 Studium Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim; derzeit Studienaufenthalt in London.

Marc Oliver Rühle, 1985 in Dresden geboren und aufgewachsen.
Seit 2009 Studium Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Als freier Journalist tätig

Stefan Vidović, geboren 1988 in München,
studiert seit 2009 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim. Er ist Mitherausgeber der Jahresanthologie Landpartie 2011; er lebt in Hildesheim und München.

Vielen Dank

Der Druck und die Gestaltung dieses Buches wird ermöglicht durch die Unterstützungen des Designbüros ItYt, dem Schriftenhaus URW++, dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim sowie dem Leo Baeck Institute.

In diesen Häusern

Streifzüge durch deutsch-jüdische Berliner Vergangenheiten

Herausgegeber

Paul Brodowsky und Kay Steinke

Die in diesem Buch versammelten Texte sind die Ergebnisse einer zweisemstrigen Kooperation zwischen dem Leo Baeck Institute und dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim.

Gestaltung und Ausstattung

ItYt – Designbüro für Publikationen und Identitäten, Hannover | www.ItYt.de

Fotografien

Tabea Hertzog (Seite .....) und ItYt (Seite....)

Druck

gutenberg beuys feindruckerei, Hannover

1. Auflage Oktober 2011

Alle Rechte an den Texten verbleiben bei den Autoren, die Bildrechte bei den Urhebern.

© 2011 Edition Paechterhaus, Hildesheim

www.paechterhaus.de
ISBN: 978-3-941392-25-0

IN DIESEN HÄUSERN
Streifzüge durch deutsch-jüdische Berliner Vergangenheiten

HERAUSGEGEBER
Paul Brodowsky und Kay Steinke

Die in diesem Buch versammelten Texte sind die Ergebnisse einer zweisemstrigen Kooperation zwischen dem Leo Baeck Institute und dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim.

Der Druck und die Gestaltung dieses Buches wird ermöglicht durch die Unterstützungen des Designbüros ItYt, dem Schriftenhaus URW++, dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim sowie dem Leo Baeck Institute.

GESTALTUNG UND AUSTATTUNG
ItYt – Designbüro für Publikationen und Identitäten, Hannover | www.ItYt.de

FOTOGRAFIEN
Tabea Hertzog (Seite .....) und ItYt (Seite....)

DRUCK
gutenberg beuys feindruckerei, Hannover

1. Auflage Oktober 2011
Alle Rechte an den Texten verbleiben bei den Autoren, die Bildrechte bei den Urhebern.

© 2011 Edition Paechterhaus, Hildesheim
www.paechterhaus.de
ISBN: 978-3-941392-25-0

mit freundlicher Unterstützung von:

IN DIESEN HÄUSERN
Streifzüge durch deutsch-jüdische Berliner Vergangenheiten

HERAUSGEGEBER
Paul Brodowsky und Kay Steinke

Die in diesem Buch versammelten Texte sind die Ergebnisse einer zweisemstrigen Kooperation zwischen dem Leo Baeck Institute und dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim.

Der Druck und die Gestaltung dieses Buches wird ermöglicht durch die Unterstützungen des Designbüros ItYt, dem Schriftenhaus URW++, dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim sowie dem Leo Baeck Institute.

GESTALTUNG UND AUSTATTUNG
ItYt – Designbüro für Publikationen und Identitäten, Hannover | www.ItYt.de

FOTOGRAFIEN
Tabea Hertzog (Seite .....) und ItYt (Seite....)

DRUCK
gutenberg beuys feindruckerei, Hannover

1. Auflage Oktober 2011
Alle Rechte an den Texten verbleiben bei den Autoren, die Bildrechte bei den Urhebern.

© 2011 Edition Paechterhaus, Hildesheim
www.paechterhaus.de